

Dr. Maria Gögler

Die  
pädagogischen Anschauungen  
der  
Marie von Ebner-Eschenbach



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Dr. Maria Gögler

Die  
pädagogischen Anschauungen  
der  
Marie von Ebner-Eschenbach



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

ISBN 978-3-663-00283-3

ISBN 978-3-663-02196-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-02196-4

## Einleitung.

Fast jeder biographische Aufsatz, der über Marie von Ebner-Eschenbach geschrieben wurde, jede Literaturgeschichte, die ihrem Werk eine größere Besprechung widmet, weist hin auf die ausgesprochen erzieherischen Tendenzen ihrer Schriften. Ihr Biograph Moritz Necker<sup>1)</sup> sagt allerdings: „Niemand hat Marie von Ebner-Eschenbach etwas anderes als Dichterin sein wollen“, was die Furcht erwecken könnte, man trete den Intentionen der Dichterin zu nahe, wenn man ihre Werke aus der Einstellung des Pädagogen heraus beurteilt. Über diese Bedenken beruhigt sie uns aber selbst, denn es war der Traum ihrer Jugend, die Menschen packen, erbauen, begeistern und bessern zu können, und dies bleibt auch das Ziel ihrer späteren Schriften. Jedenfalls wollte Necker auch nur dem Vorwurf begegnen, Ebner-Eschenbachs Schriften seien in unkünstlerischem Sinne tendenziös, was im Ernst wohl niemand behaupten wird, der sie gründlich kennt.

Die Versuche, einen Dichter oder andere große Kulturträger unter dem Gesichtspunkt „als Erzieher“ zu erfassen, sind, wie Kerschensztein<sup>2)</sup> in seiner „Seele des Erziehers“ ausführt, auch dadurch gerechtfertigt, daß große Persönlichkeiten immer Träger zeitloser Werte sind und als Wegleiter ins Reich der Werte wohl als Erzieher angesprochen werden können. Eine von dieser Auffassung getragene Arbeit kann das künstlerische Gefühl nicht verletzen.

Adolf Bartels sagt, man dürfe dem Schaffen der Dichterin in keinem andern, also nur im selben Sinne eine pädagogische Tendenz vorwerfen, wie etwa „Wilhelm Meisters Lehrjahren“, denn die Darstellung der Ebner „ist realistisch

---

<sup>1)</sup> Seite 107.

<sup>2)</sup> „ 1 und 2.

und keineswegs tendenziös, aber freilich hat die Dichterin ein Ziel, das sie erreichen will<sup>1)</sup>).

Daß ich der Umzeichnung der Persönlichkeit der Marie v. Ebner-Eschenbach einen so großen Abschnitt widme, geschieht aus verschiedenen Gründen. Der erste Grund ist die Tatsache, daß die über Marie von Ebner-Eschenbach vorhandene Literatur einstimmig ihre geschlossene Persönlichkeit rühmt und auch einzelne ihrer Wesenszüge aufführt, eine tiefer schürfende Persönlichkeitsanalyse der Dichterin aber trotzdem nirgends gibt.

Sodann darf man sagen, daß Marie von Ebner-Eschenbach, auch wenn sie keine Zeile geschrieben hätte, allein durch ihre in unermüdlicher Selbsterziehung harmonisch geformte Persönlichkeit erzieherisch auf ihre Umgebung wirkte.

Endlich gewinnen die in den Werken zersprengten erzieherischen Gedanken erst ihre Kohärenz und Konsequenz, wenn man sie von der Persönlichkeit der Dichterin aus betrachtet. Bestimmten Einflüssen von Philosophen oder von Dichtern auf die pädagogischen Gedanken der Ebner bin ich nicht nachgegangen. Ihre Biographen nennen wohl diejenigen Werke, die Marie von Ebner-Eschenbach künstlerisch beeinflussten, und hier läßt sich ja auch eher ein Faden verfolgen; ihre erzieherischen Gedanken aber verdankt sie mehr ihrem gesunden, die Forderungen der Zeit flug erfassenden Menschenverstand als der Anregung durch bestimmte Bücher.

Auf die Chronologie der Werke habe ich selten Rücksicht genommen und zwar deshalb, weil sie für die vorliegende Arbeit wenig zu sagen hat. In Marie von Ebner-Eschenbach ist eine bestimmte Entwicklungsrichtung mit ihren ersten Veröffentlichungen gegeben; große Umwälzungen haben in ihrer Gedankenwelt nicht stattgefunden, nur Klärungen und Vertiefungen des frühe Vorhandenen.

---

1) A. Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart, Seite 215.

# I.

## Die Persönlichkeit der Marie von Ebner-Eschenbach.

### 1. Der Charakter.

Utiß warnt in seiner Charakterologie davor, Charakter und Persönlichkeit zu identifizieren. Die Persönlichkeit umschließt den Charakter. Gelingt es also, vom Charakter der Dichterin ein Bild zu entwerfen, so kennen wir noch nicht ihre Persönlichkeit; wollen wir das restliche Plus erfassen, so geschieht es m. E. am besten dadurch, daß wir die Reaktions- und Verhaltungsweise des erschlossenen Charakters in bestimmten Lebens- und Umweltsituationen beobachten.

#### a) Erbfaktoren.

Wir wenden uns zur Erschließung der Charakteranlage, und zwar indem wir zunächst die Erbfaktoren zusammenstellen, die für die Charakterausgestaltung wesentlich geworden sind, die gefundenen Charaktereigentümlichkeiten sodann systematisch ordnen und das so gewonnene Bild endlich in das Licht der wichtigsten modernen Typologien setzen.

Den Stammbaum der Marie von Ebner-Eschenbach und die Charaktereigenschaften ihrer Vorfahren gewinne ich aus den biographischen Werken Anton Bettelheims<sup>1)</sup> und aus den „Kinderjahren“.

---

<sup>1)</sup> „Marie v. Ebner-Eschenbach, Biographische Blätter“ und „Marie von Ebner-Eschenbach, Wirken und Vermächtnis“.

Johann, Freih. v. Dubsky  
1754—1790  
begabt, gewandt, mutig, rast=  
los tätig.

Baron Friedr. v. Vockel  
zäh, bodenständig, ökonomisch,  
guter Hausvater, tiefes Ge=  
müt, Erziehereigenschaften,  
starb an Brustleiden.

Franz Dubsky vermählt mit Marie v. Vockel  
mutig, streng, gerecht, ge=  
fellig.

geistig regsam, Sinn für Poe=  
sie, musikalisch. Herzensgüte,  
liebenswürdige Persönlichkeit.

Friederike  
ängstlich, zart, lieb.

Marie.

Der Stammbaum des alten Geschlechts Dubsky wurzelt in Böhmen. Die väterlichen Ahnen der Dichterin erscheinen uns als kluge, umsichtige, mutige, willensstarke Männer. Dem Großvater, Johann, Freiherrn von Dubsky, legt Bettelheim die Attribute eines „kenntnisreichen Soldaten, Diplomaten und Gelehrten“<sup>1)</sup> bei. Der Vater ist ebenfalls ein tapferer Offizier. Infolge einer Verwundung muß er seinen Abschied aus der Armee nehmen. In Wien pflegt er „rege Beziehungen mit der . . . . großen Gesellschaft“. Er hat „seine Stammloge im Burgtheater“, sein Temperament neigt zu zornmütigen Ausbrüchen. „So lebenswürdig Papa in guten Stunden sein konnte“, erzählt die Dichterin in den „Kinderjahren“, „so furchtbar in seinem unbegreiflich leicht gereizten Zorn. Da wurden seine blauen Augen starr und hatten den harten Glanz des Stahls, seine kraftvolle Stimme erhob sich dräuend“ . . . Seine Lebenshaltung ist streng konservativ: „Mein Vater hätte sich zu ihr (zu der Hochachtung vor den neuen Verhältnissen zwischen Eltern und Kindern) nie bequemt. Was in seinen Tagen für das einzig Rechte und Gehörige galt, sollte in allen Tagen dafür gelten.“

Ebenso behielt er „das militärische Wesen bis ins hohe Alter bei“. „Mit einem großen Vorrat an positivem Wissen hat er sich nicht beladen . . . Doch litt er dabei keinen Mangel. Sein guter, klarer Verstand, sein Schönheits Sinn, seine Schlag-

<sup>1)</sup> Marie von Ebner-Eschenbach, Wirken und Vermächtnis.

fertigkeit und seine Beobachtungsgabe ließen ihn nie im Stiche. Er verzichtete gern auf vieles, das sich erlernen läßt, weil er reich war an vielem, das sich nicht erlernen läßt. Er hatte Sinn für Poesie und war ein Freund der Musik; nur durfte sie nicht zu ernst sein. Vor allem aber war er ein Freund des Theaters“... „Dabei schämte er sich aber durchaus nicht, zu gestehen, daß kein noch so großes ‚Vergnügen an tragischen Gegenständen‘ ihm die Wonne aufwog, ein Theaterstück Raimunds aufführen zu sehen... Und wieviel von seiner Liebe und verständnisvollen Sympathie für das Wesen, für das Schaffen, für den ergreifend wehmütigen Humor unseres altösterreichischen Dichters hat er uns vererbt.“ Er erzählt den Kindern den Inhalt der Raimundschen Stücke, scheint überhaupt ein guter Erzähler gewesen zu sein, „sein Reichthum an Geschichten und Anekdoten war unerschöpflich“. Wie tief sein Gemüt ist, zeigt sich anlässlich der Erzählungen aus seinen Kriegsjahren. „Der Ausdruck seines Gesichtes wurde mild und weich und seine Augen, die er fest auf einen Punkt in die Ferne richtete, trübten sich, wenn er seiner (vor dem Feind gebliebenen) Brüder gedachte.“ Weiter erzählt Marie von Ebner-Eschenbach von ihrem Vater: „Mein Vater besaß in hohem Grade die männliche Tugend der Gerechtigkeit. Eigensinn kannte er nicht. Wenn er, hingerissen von seinem leidenschaftlichen Temperament, ein zu hartes Urtheil gefällt, eine zu strenge Strafe diktiert hatte, ruhte er nicht, bevor es ihm gelungen war, seine Schuld glänzend gutzumachen. Die Lüge verabscheute er. Nicht einmal Frauen verzieh er Furchtsamkeit...“ „Noch eine Eigenschaft darf ich meinem Vater nachrühmen: die Treue. Wer seine Liebe errungen hatte, dem blieb sie ein unverlierbarer Besitz. Seine Frau war für ihn die einzige in der Welt. Leicht mochte er freilich auch der Geliebtesten das Leben nicht gemacht haben, dazu war er zu sehr Kampfnatur, dem raschen Wechsel seiner Stimmungen zu sehr unterworfen. Die Ausgeglichenheit fehlte und auch der feine Blick für die Vorgänge im Gemüthsleben selbst derer, die ihm am nächsten standen. Aber nehmt nur alles in allem — er war ein Mensch mit warmem Herzen, stark an Leib und Seele“.

Wir wenden uns der Mutter und dem mütterlichen Großvater der Dichterin zu. Bettelheim nennt das während der Napoleonischen Kriegsstürme arg verwahrloste Zdislavitz die Schöpfung des Fleißes, der Tatkraft und des Wagemutes des Freiherrn von Vockel. Wörtlich schreibt er: „Baron Friedrich Vockel nahm seinen dauernden Wohnsitz auf Schloß Zdislavitz und bewirtschaftete sein stattliches, im Hraditscher Kreis gelegenes Gut selbst. Seinen eigentlichen Lebenszweck suchte und fand der zärtliche Hausvater im Glück der Seinigen. Vor allem widmete sich der Freiherr der Erziehung seiner einzigen Tochter Marie: nach dem Wort seiner Enkelin Marie von Ebner-Eschenbach „ein Mann und Lehrer ohne gleichen. Er sah seine ganze Art wieder aufleben in seinem Herzenskind. Bis in alle Besonderheiten der Schrift und des Stils — auch des Lebensstils — folgte das seltene Mädchen dem ungewöhnlichen Vater“. Eine hochstehende, ebensofehr durch geistige Vorzüge wie durch unerschöpfliche Herzensgüte und wahrhaft bezwingende Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Natur nennt sie ihr Neffe...: „Ich erinnere mich der Freude, mit der ich ihrem durchgeistigten Klavierspiel, ihrem reizenden Gesang zuhörte und der köstlichen Abende, an denen sie mir Erzählungen und Märchen vorlas“. Der feine pädagogische Takt kam Marie von Vockel in ihrer Ehe mit dem Grafen von Dubsky sehr zugute. Die Dichterin berichtet: „Liebreich und sorgsam hat sie alles Gute und Edle in ihm gehütet und entfaltet, hat mit kluger, sanfter Hand die Mängel seines Wesens in den Schatten gedrängt und seine Rauigkeiten zu mildern gesucht.“

Marie von Ebner-Eschenbachs Charakteranlage vereinigt väterliche und mütterliche Eigenschaftskomplexe.

Vom Vater vererben sich: Festigkeit des Willens, Wahrheitsinn, Gerechtigkeitsgefühl, Ehrfurcht vor dem Traditionellen, Lebensmut, Freude an der Geselligkeit und wohl auch der Humor.

Von der mütterlichen Seite: Feinfühligkeit, geistige Aufgeschlossenheit, Aufwühlbarkeit des Gemüts, Liebenswürdigkeit, herzliche Güte, Zähigkeit, rastloser Arbeitseifer und erzieherische Neigungen (Großvater Vockel). Die künstlerischen

Neigungen, der Schönheitssinn, die romantische Ader beruhen wohl größtenteils auf mütterlicher Erbmasse (musikalisch war Marie von Ebner-Eschenbach allerdings nicht). Da aber auch der Vater theater- und kunstliebend war und gern und anschaulich erzählte, können wir eine Vereinigung und Verstärkung der beiderseitigen Anlage in Marie annehmen.

Die Festigkeit im Verein mit der Zähigkeit des Willens ermöglichte erst die dichterische Entwicklung der Ebner. Erst war es der Widerstand ihrer Angehörigen, den sie zu überwinden hatte, später der schlimmere Widerstand der literarischen Welt. Dazu kam, daß ihre Jugendbildung für den Beruf einer Schriftstellerin des 20. Jahrhunderts durchaus nicht vollwertig war, weshalb sie trotz aller Gattinnen-, gesellschaftlichen und anderen Pflichten noch als erwachsene junge Ehefrau Grammatik und anderes mit eisernem Fleiß studierte. Über 40 Jahre ist sie alt geworden, bis sie endlich mit der Novelle „Ein Spätgeborener“ einen namhaften Erfolg erzielte, nachdem sie zuvor vergebens versucht hatte, die Bühne zu erobern. Bettelheim schreibt: „Was die Bühne nicht brachte, gewährte das Buch: die überzeugende Kraft, die Menschen als Künstlerin zu rühren, zu erbauen, zu veredeln; die steigende, durch nimmermüde Weiterbildung angebotene Naturgaben erworbene Überlegenheit, immer sicherer, immer kühner alle Schwierigkeiten der Formgebung zu überwinden; in selbstgewisser Meisterschaft an immer neue, große Aufgaben heranzutreten. Langsamer noch als ihr Können sollte ihr Ruhm reifen.“ Beides, ihr Ruhm und ihr Können waren geradezu abhängig von dieser vom Vater vererbten Willensfestigkeit im Verein mit dem vom mütterlichen Großvater vererbten Tätigkeitstrieb.

Ihr Gerechtigkeitsgefühl ist die Grundlage ihres sozialen Empfindens. Wie früh es sich regte, erzählt ebenfalls Bettelheim<sup>1)</sup>: „Sie wollte als kleines Mädchen auf dem väterlichen Stammgut einem rohen Verwalter, dem Burggrafen, der einen alten Teichgräber mit dem Stock behandelte, mit ihren schwachen Kinderhändchen wehren.“

Ebenso früh ist ihr Wahrheitsmut erwacht und bewährt

---

<sup>1)</sup> Seite 3.

sich besonders anlässlich ihrer ersten Beichte, wo sie den Vor-  
satz: „Lieber zu sterben, als noch einmal zu sündigen“, durch  
freiwilligen Tod erfüllen will<sup>2)</sup>).

Ihre Geselligkeit drängte nicht nach großen gesellschaft-  
lichen Veranstaltungen, aber Unterhaltungen mit gescheiten,  
geistig anregenden Menschen waren ihr Herzensbedürfnis.

Ihre Feinfühligkeit, ihre geistige Aufgeschlossenheit, ihr  
tiefes Gemüt, ihre unerschöpfliche Güte und Vertrauen er-  
weckende Liebenswürdigkeit sind genugsam aus ihren Schriften  
zu erkennen und werden von allen gerühmt, die die Dich-  
terin persönlich kannten.

### b) Das Charakterbild.

Um die einzeln aufgezählten Züge in leichter übersieh-  
baren Zusammenhang zu bringen, benütze ich das charak-  
terologische System von Klages. Ein Charakterbild nach  
seinen vorbildlichen Anweisungen lückenlos auszuführen, würde  
freilich eine umfangreiche Arbeit für sich bedeuten; ich stiz-  
ziere hier nur, um einen neuen Gesichtspunkt zur Betrach-  
tung der Ebner=Eschenbachschen Persönlichkeit zu gewinnen.  
Besehen wir zunächst das „Material“ des Charakters, so fin-  
den wir bei Ebner=Eschenbach Vorstellungsreichtum, sensua-  
listische, eher leicht als schwer bewegliche Vorstellungskapazität  
von mittlerer Qualität hinsichtlich Tiefe und Flachheit. Die  
Apperzeption ist eher scharf als schwach, ziemlich objektiv und  
gemäß der sensualistischen Vorstellungskapazität konkret, die  
Struktur des Charakters weist leichte, doch relativ nachhaltige  
Gefühlseregbarkeit, starke Willenserregbarkeit im Verein mit  
Willensstärke und überaus deutlich hervortretenden Äuße-  
rungswiderstand auf.

Die Triebfedern finden wir im Ebner=Eschenbachschen  
Charakter in schönem Gleichgewicht. Ursprünglich mochten  
wohl in der leicht erregbaren, phantasiereichen Frauenseele  
die Hingebungsstendenzen überwiegen, der Äußerungswider-  
stand fand aber genug Selbsterhaltungstendenzen, um gegen

---

<sup>1)</sup> Vgl. die „Kinderjahre“ u. den Wahrheitsmut der Bozena u. der Maria  
in „Unführbar“.

jede Maßlosigkeit, Schrankenlosigkeit oder Haltlosigkeit sofort einen unüberwindlichen Damm aufzurichten. So wird in Marie von Ebner-Eschenbach der Idealismus immerfort durch den Wirklichkeitsinn korrigiert, der Schönheitsdurst durch den Geschmack, durch den Ordnungssinn, den Sinn für Anschaulichkeit, die Philanthropie, das Humanitätspathos durch die Vernünftigkeit, den Willen zur Sachlichkeit und nicht zuletzt durch das Selbstachtungsbefürfnis. Weiter korrigierten Umsicht, Vorsicht und Wachsamkeit die Liebefähigkeit, das Mitgefühl und die Barmherzigkeit, so daß ihr stets die Pflicht vor der Neigung gilt<sup>1)</sup>. Es ergeben sich die positiven Charaktereigenschaften der Mäßigung, der Selbstüberwindung und Zurückhaltung, der Standhaftigkeit und Festigkeit. Nur in seltenen und hier unwesentlichen, weil das Ich kaum benachteiligenden Fällen überfließt einmal der Hingebungsdrang den wohlgeschichteten Damm, so etwa, wenn das Mitgefühl zu unüberlegten Almosen verleitet<sup>2)</sup>.

### c) Versuch einer typologischen Zuordnung.

Ich betrachte nun den Charakter der Marie von Ebner-Eschenbach unter dem Gesichtswinkel der naturwissenschaftlich orientierten Typologien von Kretschmer und Jung.

Der von Kretschmer aufgezählten Beispielreihe zylothymmer Künstlertemperaturen: Luther, Eiselotte von der Pfalz, Goethes Mutter, Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Fritz Reuter, Hermann Kurz, Heinrich Seidel dürfen wir Marie von Ebner-Eschenbach anschließen. Ihr Körperbau zeigt stark hervortretende pyknische Komponenten. Das bestätigten Bildnisse und Zeugnisse von Bekannten und Verwandten der Dichterin, wobei ich mich besonders auf das mündliche Zeugnis ihrer Stiefnichte, der Gräfin Marie von Waldburg-Wurzach, stütze<sup>3)</sup>.

Der von echtem Humor durchsetzte Realismus des dichterischen Schaffens wird im übrigen das Hauptkriterium für

1) „Tue deine Pflicht, bis sie deine Freude wird“ (Aphorismus).

2) Vgl. „Der Muff“.

3) Auch Ferdinand v. Saar macht Angaben über die äußere Erscheinung der Dichterin, vgl. Ant. Bettelheim, Biogr. Blätter, Seite 81.

ihre Zugehörigkeit zum zyklothymen Formkreis abgeben. Die meisten von Kretschmer aufgezählten Einzelzüge des zyklothymen Künstlers können unbedenklich zu einer Beschreibung der Ebner-Eschenbachschen Eigenart verwendet werden: „Schlichte Menschlichkeit und Natürlichkeit, ... die Lebensbejahung, die Liebe zu allem, was ist und weil es so ist, besonders aber zu den Menschen selbst und zur volkstümlichen Art, der gesunde Menschenverstand ...“ Kretschmer fügt noch ein: die „treuherzige Ehrlichkeit“ und „das hausbackene moralische Urteil“. Die treuherzige Ehrlichkeit wird im Ebner-Eschenbachschen Charakter durch Vorsicht, durch aristokratische Zurückhaltung verdrängt, und das moralische Urteil geht zuweilen über den Begriff des Hausbackenen hinaus, so in „Bozena“ und in „Unfühnbar“, an den Stellen, wo die Heldinnen mit einer für das Urteil des hausbackenen Bürgers übermenschlichen Sittlichkeit der Wahrheit Zeugnis geben. Vielleicht wirken hier im Verborgenen doch auch schizothyme Züge: leises Mißtrauen und Ängstlichkeit erklären die Wertschätzung der Vorsicht, und so lebensvoll und lebenswirklich, so selbstverständlich und plastisch die von einem zyklothymen Gemüt geformten Gestalten der Bozena und Maria vor uns stehen, den letzten Meißelhieb an ihnen tat doch ein ethischer Rigorismus. Vielleicht ist auch die ursprüngliche Hinneigung zur Dramatik auf diese schizothyme Komponente zurückzuführen, mit der zunehmenden Reifung des Charakters aber tritt das von Anfang an bei weitem überwiegende zyklothyme Erbgut immer ausschließlicher in den Vordergrund. Kein Wunder, daß Marie von Ebner-Eschenbach ihre dichterische Befriedigung und ihre dichterischen Erfolge erst in der Prosa, in der episch breiten Erzählung fand.

Ich halte nun das Charakterbild der Marie von Ebner-Eschenbach vor den Spiegel der Jungschen Typenlehre, wobei ich besonders den Abschnitt IV der „Psychologischen Typen“ benütze, in dem Jung die Jordanschen Typen des aktiven und des reflektiven Menschen mit seiner Typeneinteilung in Parallele setzt. Doch wie der Spiegel das vor ihm ruhende Objekt nur in einer ganz bestimmten augenblicklichen Stellung zeigt, und wie wir von einem Gesicht einen ganz verschiedenen

Eindruck bekommen können, je nachdem wir es von vorne oder im Profil aus dem Spiegel blicken sehen, so bekommen wir auch aus den Typologien ein Charakterbild nur in einer ganz bestimmten Stellung zurückgespiegelt, umsomehr, da die Spiegel einer Typologie ihr Objekt von vorneherein in einer ihnen angepaßten, ganz bestimmten Stellung aufzunehmen vermögen. Wir sehen im zurückgestrahlten Bilde zwar den ganzen Menschen, aber wir wissen ganz genau, daß hinter und neben dem, was wir erblicken, noch vieles ist, was wir nicht sehen. Indem ich von dem karifizierenden und entwertenden Unterton abstrahiere, den die Schilderung der *less impassioned woman* bei Jordan zeigt, zähle ich Marie von Ebner-Eschenbach zum Jungschen Typus der extravertierten Frau. Eine Persönlichkeit wie unsere Dichterin, der eine so starke Willenskraft, eine so ausgesprochene Gabe der Selbstbeherrschung und eine so starke Tendenz zur harmonischen Rundung des Charakters teils angeboren, teils anzogen wurde, kann sich niemals einem reinen Typus annähern; jede extreme Verschiebung wird im ersten Auftreten korrigiert und im Sinne der angestrebten Harmonie reguliert. Wenn ich Marie von Ebner-Eschenbach trotzdem dem extravertierten Typus zuordne, so geschieht es, weil ich glaube, daß sich immerhin ein Überwiegen der Extraversion bei ihr feststellen läßt.

Ihre affektive Entwicklung ist früh vollendet. „Sie ist mit 18 Jahren ebenso weise, wie mit 48“, zitiert Jung. Wäre es zu gewagt, dies von Marie von Ebner-Eschenbach zu behaupten? Mit 18 Jahren heiratet sie einen Vetter und ist in dieser Ehe, bei der neben der zweifellos vorhandenen Hochachtung sicher auch „der Gehorsam gegenüber hergebrachter Gewohnheit“ seine Rolle spielt, und die ohne Störung verläuft, glücklich<sup>1)</sup>. Wenn ich auch kein weiteres Argument dafür anführen kann, daß Marie von Ebner-Eschen-

1) Vgl. auch: Mumbauer, „Der Dichterrinnen stiller Garten!“ Dort heißt es (S. 10): Die lebhafteste, kühne und phantasiebegabte Komtesse Dubsky war im Punkte der Liebe eine sehr überlegene, vernünftige und nüchterne Dame. Anstatt sich auf riskante Abenteuer einzulassen, wählte sie den sicheren Weg und verlobte sich mit ihrem um fünfzehn Jahre älteren Vetter.

bach mit 18 Jahren schon „weise“ war, so drängt sich doch bei der Entwicklungsgeschichte der „Armen Kleinen“ der Gedanke auf, daß sich Elifa bei Überwindung und nach Überwindung ihrer ersten Liebe schon ungeheuer vernünftig und weise zeigt, und gerade diesem Entwicklungsbild hat Marie von Ebner-Eschenbach viele Einzelheiten aus ihrer eigenen Kinder- und Pubertätszeit eingefügt, wie später noch zu erörtern sein wird; warum sollte nicht auch das Endresultat in der Charakterentwicklung der Dichterin seine Parallele finden. Ich lasse weitere Züge der extravertierten Frau folgen, die auch für Marie von Ebner-Eschenbach passen könnten. „Sie ist hilfreich, aber keiner tiefen Leidenschaft fähig. Liebe ist für sie Vorziehen, Haß ist bloß Abneigung, Eifersucht bloß gekränkter Stolz... Sie genießt die Schönheit der Dichtung, weniger ihr Pathos... Sie hat keine richtigen Überzeugungen... Auf die oberen Klassen muß man Eindruck machen, die niederen müssen in Ordnung gehalten werden... Keine Neigung zur Askese. Liebe zum Wechsel, zur Bewegung und zur Erholung. Sie kann den Tag mit einem Gottesdienst anfangen und mit einer komischen Oper beschließen. Die gesellschaftliche Beziehung ist ihr Genuß.“ —

Weitere Züge, mit denen Jung den Jordanschen Typus ergänzt, stimmen für sie: „Man darf nicht vergessen, daß... die Affektivität der extravertierten Frau eine gewisse Beweglichkeit und geringe Tiefe besitzt wegen ihrer Einpassung in das allgemeine Leben der menschlichen Gesellschaft. Es handelt sich in diesem Falle um eine sozial differenzierte Affektivität von nicht zu bestreitender Allgemeingültigkeit, die von der Schwere, Zähigkeit und Leidenschaftlichkeit des introvertierten Affektes sogar vorteilhaft absticht. Die differenzierte Affektivität hat das Chaotische des Pathos abgestreift und ist zu einer disponiblen Anpassungsfunktion geworden... Ich möchte die soziale Fürsorglichkeit dieses Typus, seine aktive Anteilnahme am Wohle des andern hervorheben, ebenso auch seine ausgesprochene Tendenz, anderen eine Freude zu bereiten... Die differenzierten Affekte haben den weiteren Vorteil der Anmut, der schönen Form. Sie verbreiten eine ästhetische, wohlthuende Atmosphäre... Auch die Tadelsucht hat nicht immer einen unan-

genehmen oder gar wertlosen Charakter. Sehr oft beschränkt sie sich auf eine angepasste erzieherische Tendenz<sup>1)</sup>, welche sehr viel Gutes stiftet. Ebenso ist die Abhängigkeit des Urteils nicht unter allen Umständen vom Übel, sondern trägt vielmehr bei zur Unterdrückung von Extravaganzen und schädlichen Auswüchsen, die dem Leben und der Wohlfahrt der Sozietät keineswegs förderlich sind.“ Eine eingehendere Analyse der Persönlichkeit der Marie von Ebner-Eschenbach nach der „allgemeinen Beschreibung“ des extravertierten Typus im Abschnitt X der Jungschen Typologie würde aus dem Rahmen der Arbeit hinausführen, der es nur darauf ankommt, das Vorwiegen der Extraversion festgestellt und damit ein neues Moment der Persönlichkeitserschaffung gegeben zu haben. Immerhin sei darauf hingewiesen, daß die im Verlauf der Arbeit immer wieder zu betonende zeitgeschichtliche Bedingtheit<sup>2)</sup> der Ebner-Eschenbachschen Erkenntnisse, die Abhängigkeit des Denkens von Erziehung, Tradition, Bildungsgang und geistiger Lebensatmosphäre, sodann aber auch namentlich die egozentrischen Kompensationstendenzen an den extravertierten Typus erinnern. Das Wort Jungs von dem Fühltypus der extravertierten Frau „Was sie nicht fühlen kann, kann sie bewußt auch nicht denken“, erinnert an einen Aphorismus der Ebner: „Wenn mein Herz nicht spricht, dann schweigt auch mein Verstand, sagt die Frau. Schweige, Herz, damit der Verstand zu Worte komme — sagt der Mann.“ Und an das Wort im „Clodwig“: „Wenn die Frauen kein Herz haben, sind sie auch geistig nicht wertvoll.“

## 2. Die Persönlichkeit im Schnittpunkt verschiedener Erlebnis- kreise.

Jede Persönlichkeit bildet einen Schnittpunkt verschiedener Erlebnis-  
kreise und ist in vielen Fällen in ihrer Erschei-

1) Von mir gesperrt.

2) Vgl. Richard Schaukal, Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, August 1917) „Die Ebner hat das Bildungsideal des Liberalismus sich selbst erworben, es aber nicht überwunden. Sie ist über sich selbst hinaus, nicht aber innerhalb der geistigen Entwicklung ihrer Zeit weitergekommen.“ (S. 587).

nungsform gänzlich von einem oder mehreren dieser Kreise bestimmt.

Ich betrachte

a) Marie von Ebner-Eschenbach, die Österreicherin.

Marie von Ebner-Eschenbach entstammt „einer Mischung deutschen und slavischen Blutes, wie sie denn auch die Liebe zu beiden Stämmen nie verleugnet hat“<sup>1)</sup>.

Der eigentliche Nährboden ihrer Kunst ist „die Muttererde, die mährische Heimat, das Deutschösterreich ihrer Tage“<sup>2)</sup>. Mit immer gleicher Liebe beobachtet und schildert sie die österreichische Landschaft, das österreichische Volk, seine Sprache, seine Sitten. Den wienerischen und steierischen Dialekt beherrscht sie sehr gut und bedient sich seiner in ihren Werken, so etwa in der „Erdbeerfrau“ und in „Glaubenslos“.

Wie sie die Österreicher liebt, zeigt auch eine Bemerkung in dem von Bettelheim mitgeteilten Tagebuch (14. Nov. 1878). Dort heißt es: „Nissel, Wilbrandt und Anzengruber haben die drei Schillerpreise erhalten. Halleluja! Zwei ganze Österreicher und Wilbrandt, der jetzt doch wenigstens ein halber ist.“

So viel ihr das österreichische Volk bedeutet, so wenig bedeutet ihr der österreichische Staat. Nicht, daß sie sich vor politischen Problemen scheu verschlossen hätte. Als Aristokratin ist sie, wie Necker sagt, „früh daran gewöhnt, politische Luft zu atmen, historische Gefühle zu hegen“. Für das politische und das historische Interesse der Dichterin finden sich in ihren Werken die zahlreichsten Belege.

Das Revolutionsjahr 1848 war das Jahr ihrer Heirat. Mit dem begabten Teil der österreichischen Aristokratie stand sie auf seiten der neuen liberalen Richtung und schloß sich der späteren Entwicklung des Liberalismus zum Sozialismus innerlich an.

Fanatistische Parteistreitigkeiten aber sind ihr fremd. Ihre Stellungnahme zu den politischen Problemen ist am deutlich-

1) Necker, XX.

2) Bettelheim, S. 99.

sten erkennbar aus den „Freiherrn von Gemperlein“. Beide Brüder zeichnet sie mit gleicher Liebe. Sie will damit sagen: Wenn ein Mensch ein gutes Herz hat, wenn er eine edle und großmütige Gesinnung besitzt, so ist es im übrigen einerlei, ob er konservativ oder radikal denkt. Den Eifer der beiden um ihre Parteisache zeichnet sie mit liebenswürdigem Humor. Dasselbe „Lächeln mit Achtung“ hat sie offenbar für die Staatsaktionen. So, wenn sie die Beziehungen Lottis<sup>1)</sup> zu den Mitbewohnern des Mietshauses in Parallele setzt zu den Beziehungen zwischen Nachbarvölkern: „Lotti wünscht nur, konservativ, wie sie einmal ist, daß alles beim Alten bleibe, und daß sie sich täglich sagen könne, was die Potentaten jährlich einmal in ihren Thronreden sagen: „Unsere Beziehungen zu den Nachbarstaaten sind die freundschaftlichsten.“

Gelegentlich aber drängt es sie zu ernsteren Worten über die Verantwortung des Staates. So in einem Aphorismus: „Der Staat ist am tiefsten gesunken, dessen Regierung schweigend zuhören muß, wenn die offenkundige Schusterei ihr Sittlichkeit predigt.“ Zwischen den Zeilen ist zu lesen: Der österreichische Staat ist im Begriff, in dieser Weise zu sinken. Oder sie spricht ihre Kritik unumwunden aus: „Österreich stand damals am Abgrund, an den die Siftierungspolitik es geführt“<sup>2)</sup>. Was sie jedoch verabscheut, ist der gegenseitige Kampf und Haß der Rassen und der Nationalitäten. Er widerspricht durchaus ihrem sozialen Empfinden. „Wir sind in Todesangst, daß die Nächstenliebe sich zu weit ausbreiten könnte, und richten Schranken gegen sie auf — die Nationalitäten.“ (Aphorismen.)

Im „Nebenbuhler“ schreibt Edmund an Madeleines Mutter: „Sie liebt ihr Kind, sie weiß, daß Arnold ein braver Mensch ist, aber zugeben, daß ihre Tochter die Frau eines Deutschen werde — o, da würde sie sich doch ebenso gern auf den Pranger stellen und öffentlich brandmarken lassen.

Das nenn ich einen gehörigen Rassenhaß! — —

Etwas Gräßliches wahrhaftig und Dummes obendrein,

1) Vgl. „Lotti, die Uhrmacherin“.

2) Vgl. „Nach dem Tode“, Bd. III, S. 311.

wie denn jeder Haß, der sich gegen Menschen wendet, statt gegen das Unrecht, das sie tun...“<sup>1)</sup>

Habrecht, dem Lehrer des „Gemeindefindes“ ist „die Erde eine Stätte der Drangsale und jeder Mensch ein mehr oder minder schwer Geprüfter“. Er sagt: „Es gibt eine Nation, ja, eine, die leitet, die führt, die voranleuchtet: alle tüchtigen Menschen — der anzugehören wäre ich stolz... Was jeden andern Nationalitätenstolz betrifft, — Narrheit, unwürdig des Jahrhunderts, das ist mein Gefühl.“

Verurteilt ihr Herz die Feindseligkeiten zwischen den Völkern, so liegt Marie von Ebner-Eschenbach auch jede Verhimmelung der österreichischen Eigenart fern.

Immerhin ist in ihrem Charakter gerade der typische Zug österreichischer Frauen stark ausgeprägt: Herzen gewinnende Liebenswürdigkeit. Eine gewisse heitere Leichtigkeit im Erleben mag damit korrespondieren und es scheint manchmal, als empfinde die Dichterin für ihre Österreicherinnen und vielleicht auch für sich selbst die Sehnsucht nach größerem Gewicht des Erlebens. Mit viel Humor, der nicht wenig Ernst umhüllt, ist in „Komtesse Muschi“ die oberflächliche, liebenswürdige, junge Österreicherin dem ernstesten, vornehmen, mit einer wohlthuenden Schwere des Charakters ausgestatteten Schwaben gegenübergestellt. An Muschi sind alle jene Eigenschaften ins Extreme gesteigert, die im Sinne des Ebner-Eschenbachschen Menschenideals eine Gefahr bilden. Zur Oberflächlichkeit kommt die extravertierte Wertschätzung von Äußerlichkeiten: Muschi schreibt von dem schwäbischen Grafen, der ihr Bräutigam werden soll: „Er hätte ganz hübsche Füße, wenn er nur besser chauffiert wäre. Aber er trägt Stiefel, an der Spitze so breit wie über dem Ballen.“

Angekommen ist er in so einer Art Waffenrock aus Tuch, den er sich vermutlich eigens zur Reise hat machen lassen, der Arme! Bei welchem Schneider, muß ich erfahren, um alle meine Bekannten vor ihm zu warnen. Ein Unglück ist, daß er Handschuhe trägt wie ein Weinreisender, oder wie die Elegants in deutschen Romanen...“

---

<sup>1)</sup> Band IV, S. 110.

Als Marie von Ebner-Eschenbach „die letzte Reckenburgerin“ gelesen hatte, fühlte sie sich gedrängt, der Dichterin Louise von François, die einem trohigen Geschlecht voll „spartanischen Pflichtgeföhls“ entstammt, ihre Begeisterung auszudrücken. Ihren Brief schrieb sie auf sehr elegantes Briefpapier. Louise von François zeigte den Brief einem Bekannten und sagte: „Wie kann man mit jemanden in Korrespondenz treten, der einem auf solchem Briefpapier schreibt.“ Dies klingt wie eine geschickt erfundene Anekdote, die charakteristische Wesenszüge der beiden Dichterinnen anschaulich gegeneinander ausspielt.

Ein deutliches Bedürfnis nach Abwechslung ist vielleicht nicht weniger bezeichnend für die Österreicherin. „Abwechslung ist unter Umständen mehr Erholung als Ruhe.“ (Aphorismus.) Eine Abwechslung freilich, die nicht springt und nicht stürzt, sondern in heiteren Wellen dahinplätschert. Bettelheim berichtet die Tagesordnung der Dichterin in St. Gilgen: „Vormittags arbeitete Baronin Ebner, da blieb sie unsichtbar, und begegnete man ihr hin und wieder zwischen den Dorfhäusern, dann konnte man sicher annehmen, daß sie von einem Kranken- oder Armenbesuch kam. Zu Tisch ging sie zu Frau von Fleischl. Dann kam eine Partie Piquet, wenn die beiden Damen allein waren, eine Tarockpartie, wenn der Sohn des Hauses . . . gekommen war. Von 1/24 Uhr bis 5 Uhr war Baronin Ebner zu Hause; da empfing sie Besuch, hatte für jeden, der anklopfte, ein gütiges Wort, ein freundliches Lächeln, ein Eingehen auf fremde Interessen. Dann gabs eine Jause, Tee, Schokolade, fast immer Süßigkeiten . . . Nach 5 Uhr unternahmen die Freundinnen einen Spaziergang . . . Heimgekehrt saßen die Freundinnen noch ein Weilchen auf der Hausbank, nahmen Zeitungen und Briefe in Empfang, bis es dunkelte und ein gemeinsames Nachtessen sie in ihre Wohnräume zurückrief. Früh wurde Nacht gemacht, um am nächsten Morgen die gleiche (mit kleinen Abwechslungen gespickte) Tagesordnung wieder zu beginnen.“

Ebenso liebt Marie von Ebner-Eschenbach Abwechslung in ihren Werken und zwar hauptsächlich äußerliche Abwechslung. Ich weise nur auf die mannigfachen Formen ihrer klei-

neren Erzählungen hin. Das Literaturkritische fällt nicht in den Rahmen dieser Arbeit; dennoch möchte ich die Frage aufwerfen, ob nicht so manche Gestalt der Ebner nicht nur in einem Werke lebt, sondern in anderer Maskierung und immer wieder verändertem Milieu durch eine Reihe ihrer Erzählungen hindurchgeht<sup>1)</sup>. Zur Ausschöpfung ein und desselben Gedankens immer wieder ähnlich gestaltete Personen auftreten zu lassen, ist etwas anderes, als alte Bekannte in Verkleidung als Novitäten vorzuführen. Marie von Ebner-Eschenbach war sich dessen nicht bewußt, daß sie eigentlich ihren Gestalten nur die Kleider wechselte.

Ich fasse zusammen: Marie von Ebner-Eschenbach, die Österreicherin, ist lebenswürdig, abwechslungsbedürftig, ihre Erlebnisse zeigen charakterogen gesehen eine gewisse Leichtigkeit. Wie aber ihr starker Wille zur Harmonie jede erkannte Schwäche auszugleichen sucht, so auch hier. Die Lebenswürdigkeit erhält ihr Gegengewicht durch ernste Güte, Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe; das Bedürfnis nach Abwechslung durch Pflichtbewußtsein, Beharrlichkeit in allem bewußt Erstreben, Fleiß; die Leichtigkeit im Erleben durch ständige Vertiefung der Lebensauffassung, durch williges Öffnen der Psyche allen ernstesten Fragen des Lebens gegenüber.

#### b) Marie von Ebner-Eschenbach, die Aristokratin.

Necker sagt im Vorwort seiner Biographie: „Man spricht so oft heutzutage von Adelsmensch als dem idealen Typus, dem unsere Kultur zustrebt. Marie Ebner ist ein solcher Mensch in eigentlichem Sinne. Sie ist bewußt und noch vielmehr unbewußt eine echte Adelsnatur. Jene schönen Instinkte der Großherzigkeit, der Großmut, der Initiative, des nicht-erlernbaren, nur ausbildbaren Taktgefühls, der ursprünglichen Lebenskunst, der schönen Form im Ausdruck und in der Handlung, die wir alle als Merkmale echter Aristokratie ansehen, sie hat sie von den Eltern ererbt und in künstlerischer

---

<sup>1)</sup> Die Literaturgeschichte von Meyer-Bieber weist darauf hin.

Selbsterziehung zu dem Grade geläutert, den wir gegenwärtig an ihr lieben und bewundern“<sup>1)</sup>).

Für Marie von Ebner-Eschenbach bedeutet die adelige Geburt nicht eine angenehme Beigabe zum Leben, sondern Verantwortung.

Der Aristokrat hat nach ihrer Auffassung zu verantworten seine vorzüglichen Anlagen, seine bevorzugte gesellschaftliche Stellung und seinen Besitz. Seine ererbten Anlagen verantwortet er, indem er sie zu größtmöglichen charakterologischen Leistungen ausschöpft, kurz durch sein vorbildliches Benehmen; seine bevorzugte gesellschaftliche Stellung durch unbestechlichen Rechtswillen und Rechtsstreben und durch Sorge für das Wohlergehen der Untergebenen; seinen Besitz durch großmütiges Schenken an Bedürftige. So paradox es klingen mag, gerade die Aristokratin Ebner-Eschenbach hat die sozialistischen Tendenzen. Wie die sanguinische Österreicherin nach Tiefe strebt, so die von Natur individualistisch angelegte Aristokratin nach altruistischer Liebe, nach Hinneigung zu den Menschen außerhalb der Kaste. Diese Einstellung läßt sich durch alle jene Werke verfolgen, die in Adelskreisen spielen; extremer noch drückt sich das Verantwortlichkeitsgefühl in einigen Aphorismen aus, z. B.: „Haben und nichts geben ist in manchen Fällen schlechter als stehlen.“ Oder: „Macht ist Pflicht, Freiheit ist Verantwortlichkeit.“ Oder: „Die ‚Vornehmen‘ — ethymologisch diejenigen, die vor allen andern nehmen, und zugleich die Bezeichnung für Adelige und Edle“, oder: „Man kann sich nicht im Besitz von eigentlich unveräußerlichen Gütern befinden, ohne irgend etwas von seinem Rechtsinn einzubüßen“.

Mit Recht nennt Necker als Mitgift der Aristokratin die „Lebenskunst der schönen Form im Ausdruck und in der Handlung“. Marie von Ebner-Eschenbach selbst hat auf das ästhetische Moment in der Lebensgestaltung großen Wert gelegt. Freilich eifert sie an den verschiedensten Stellen gegen die Entleerung der schönen Form, am ausgesprochensten im „Waldfräulein“. Ihr Menschenideal ist nicht erschöpft in dem

---

<sup>1)</sup> Necker, S. VIII.

„comme il faut“. In „Unfühnbar“ und in der Erzählung „Clodwig“ wendet sie sich gegen das Leben des „schönen Scheins“.

Die junge „Komtesse Paula“<sup>1)</sup> sieht richtig, wenn sie nach ihrer Einführung in die Gesellschaft in ihren „Memoiren“ schreibt: „Ich lernte viele Menschen kennen und was mir am meisten auffiel, war bei der Quantität die Gleichwertigkeit der Qualität. Mit 17 Jahren fängt man doch schon an zu denken, und so dachte ich mir: Wenn man die Seelen aller dieser Damen und Herren (besonders der Herren) ihrer Körper entkleiden und frei herumlaufen lassen könnte, so wäre es mir nicht möglich, einen von dem andern zu unterscheiden.“

So beschaffen ist die Mehrzahl der jungen Aristokraten und Aristokratinnen; die alten Damen halten sich vielleicht noch korrekter als die jungen „aufrecht, wie eine Kerze“<sup>2)</sup>, aber ein kalter Hauch strömt aus ihrem Wesen, eine nüchterne Vernünftigkeit; engherziges Festhalten an den Gesetzen der Tradition regelt ihr Verhalten den Mitmenschen gegenüber.

Wie sieht die Erziehung zu diesem entleerten Menschentum aus? Ist der Begriff Erziehung hier überhaupt anwendbar? Handelt es sich nicht vorwiegend um Dressur? Kommt es nicht wesentlich darauf an, daß der junge Mensch, so wie er fahren, reiten, jagen, englische und französische Brocken anwenden lernt, auch sich übt, einen Gedanken abzuschneiden, sobald er Tiefen anrühren möchte, oder „zu einer unangenehmen Wahrheit führen könnte“? Er soll lernen, „das Unangenehme zu vermeiden, das Leben um seine Schmerzen zu betrügen, durchzuhuschen durch die Welt, ohne irgendwo anzustossen, ohne irgendwo zu mißfallen“<sup>3)</sup>.

Die ganze Bildung besteht in Fertigkeiten. Wissen wird erworben, nicht um des Wissens willen, sondern daß man durch Zitate, durch ein paar geistreiche Anspielungen, durch ein paar englische oder französische Phrasen seine Zugehörigkeit zur gebildeten Welt dokumentieren könne, wobei es aber fast als ein *faux pas* erschiene, wenn man in eine wissen-

1) Bd. IV, S. 423.

2) Die Baronin im „Gemeindekind“, S. 175.

3) „Clodwig“, S. 169.

schaftliche Materie tiefer eingedrungen wäre und eine bestimmte Idee hartnäckig verfolgte.

Eine fabelhafte Fertigkeit, das erworbene Wissen bei jeder passenden Gelegenheit unaufdringlich aufzutischen, besitzt auch Marie von Ebner-Eschenbach selbst. Daß dem Vielerlei immer Tiefe und Gründlichkeit korrespondiere, kann bei dauerlicherweise nicht behauptet werden. Die Dichterin kennt sich in den verschiedensten Kultur- und Wissensgebieten aus. In den „Gemperlein“ politisiert sie und weist botanische Kenntnisse auf, im „Nebenbuhler“ redet sie von Mumien und Pharaonen, als wäre sie im ägyptischen Altertum zu Hause. In „Ihr Traum“ und in „Verschollen“ urteilt sie mit den Allüren eines Fachmannes über die bildende Kunst. Ob sie ihre Extraversion nicht zur vorschnellen Stellungnahme zu modernen Richtungen, wie etwa zum Impressionismus veranlaßt? Und wurzelt wohl das schroffe Ablehnen Nietzsche's, abgesehen von der durch die zirkuläre Charakteranlage gegebenen Begrenzung des Einfühlungsvermögens, nicht auch in einer zu oberflächlichen Betrachtung seiner Gedanken?

Sie kennt weiter Rinaldini und Fiesole, Homer, Shakespeare und Don Quichote, Kant, Schopenhauer und Fechner, sie spricht vom Spiritismus, rührt an okkulte Phänomene und wendet sich in der Person des Herrn Hofrats entrüstet gegen Freud.

Oft kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als kenne Marie von Ebner-Eschenbach von den angeführten „Größen“ eben gerade die Namen und ein paar Schlagworte dazu. Und sollen wir glauben, daß ihre lateinischen Zitate wirklich einer gründlichen Kenntnis der Sprache entsprechen? Es ist selbstverständlich, daß sie sich in der Geschichte als österreichische Aristokratin, in der deutschen Literatur als Dichterin und in religiösen Problemen als Katholikin genauer auskennt.

Aus ihren Worten streift uns manchmal, wenn auch nur leise, die Kühle des Lebensästheten. Wie hat ihre soziale Liebe so den ganzen Menschen zerglüht, wie bei Tolstoi und bei Pestalozzi.

Wie bezeichnend ist der Aphorismus: „Die größte Gleich-

macherin ist die Höflichkeit (!!), durch sie werden alle Standesunterschiede aufgehoben.“ Also Höflichkeit, nicht Entäußerung, nicht altruistische Hingabe. Die Gleichheit, die sie erzielt, haftet doch sehr an der Oberfläche.

Gehen wir aber zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurück: Adlige Abstammung will Verantwortung. Adelig ist nicht Form allein, sondern edler Inhalt in edler Form. Den leeren Puppen, den Schablonenaristokraten stellt Marie von Ebner-Eschenbach immer wieder echte Aristokraten entgegen, die edel sind, nicht nur dem Blute, sondern auch dem Geiste und dem Charakter nach. Solche Vorbilder sind u. a. Graf Schwarzburg („Komtesse Paula“), Graf Sonnberg („Nach dem Tode“), Graf Karl („Komtesse Muschi“), der „Edelmann“ und auch Hermann in „Unführbar“. Sodann Marie Dornach („Unführbar“), „Komtesse Paula“, Klara Marheim („Komtesse Muschi“) und das „Waldfräulein“. Statt vornehmer Abgeschlossenheit predigt Marie von Ebner-Eschenbach daher Aufgeschlossenheit und Liebe, damit hinter der Maske der Vornehmheit das Gemüt nicht vertrockne, damit sich die Kühle nicht in Kalttherzigkeit wandle. Wärme statt Kälte, Erfülltheit statt Leere. „Was ich bin, was ich bleibe, wenn man mir meinen Rang, mein Vermögen nimmt, darin besteht mein Wert“<sup>1)</sup>.

### c) Marie von Ebner-Eschenbach, die Katholikin<sup>2)</sup>.

Den politischen Wandlungen in Österreich gingen seit 1848 parallel Spannungen und Spannungsentladungen innerhalb der österreichischen Kirche. Im April 1850 kamen die kaiserlichen Verordnungen heraus, die den Bischöfen die weitgehendsten Machtbefugnisse einräumten und das Volk ungeheuer beunruhigten. Es folgten die Jahre der Konkordatsverhandlungen, die Konkordatskundmachung im Jahre 1855 und hierauf die Kämpfe um die Konkordatsdurchführung.

<sup>1)</sup> „Die Freiherrn von Gemperlein“, S. 21.

<sup>2)</sup> Vgl. zu diesem Abschnitt, was Richard Schaukal in seinem Aufsatz über Marie von Ebner-Eschenbach (Hochland, August 1917) schreibt; bes. S. 586.

Auf der klerikalen Seite waren es namentlich Persönlichkeiten, wie Kardinal Schwarzenberg, Kardinal Rauscher (Fürstbischof von Wien) und Bischof Rudigier, die der Bewegung den Stempel aufdrückten. Sie standen erbittert gegen den Liberalismus, dem, wie wir wissen, ein großer Teil des österreichischen Adels teils als öffentliche Parteikämpfer, teils als stille Gesinnungsgenossen angehörte. Zu den letzteren haben wir Marie von Ebner-Eschenbach zu zählen. Bettelheim schreibt: „In der Politik waren Kulturdeutsche, wie Grillparzer, Gelehrte mit dem Weitblick Leopold von Hasners und Eduard Sueß' ihre ungesucht gefundenen Gesinnungsgenossen. Ein aus dem Herzen stammender Liberalismus war, so wenig die 18jährige von Schlagworten wußte, bei Beginn der Bewegung ihrem Denken und Fühlen das Gemäße. Das Künstlertum der Marie von Ebner-Eschenbach war viel zu echt, als daß sie es je in den Dienst einer Partei gestellt hätte. Aber es konnte trotzdem nicht ausbleiben, daß sich ihr Liberalismus, namentlich ihr religiöser Liberalismus in ihrer Lebenshaltung und in ihren Schriften auswirkte.“

Kampfprobleme, die jeden Laien interessieren mußten, waren namentlich die Frage der Gleichberechtigung der Bekenntnisse, die Ehefrage, die Schulfrage.

Über die konfessionelle Zusammengehörigkeit stellt Marie von Ebner-Eschenbach das Verstehen und die Liebe von Mensch zu Mensch. Deshalb müssen auch in dem Roman „Die arme Kleine“ die Bedenken der Tanten „wegen der Religion“ verstummen, als Luise von Kosel dem Protestanten von Bornholm das Jawort schenkt. Denn Luise kann „einen Menschen, der zu allem Guten und Tüchtigen angelegt gewesen ist, den aber das Leben aus der Bahn gestoßen hat und der sich in der Irre sehr unglücklich fühlt, wieder ins Geleis bringen.“ Zum Spender des Ehesakramentes macht sie die Liebenden selbst, wenn sie in einem Aphorismus sagt: „Die Treue ist etwas so Heiliges, daß sie sogar einem unrechtmäßigen Verhältnis die Weihe verleiht.“

Die Frage, ob geistliche, ob weltliche Schulaufsicht schien ihr ziemlich überflüssig. Was sie von jedem Lehrer verlangt, ist der Glaube an das Gute im Menschen. Der Lehrer, der

ihn hat<sup>1)</sup>), wird segensreich wirken, wem immer er unterstellt sein mag.

Dogmengebundenheit kennt Marie von Ebner-Eschenbach auf der Höhe ihres Lebens nicht. Auch der „Blaustrumpf“, der zwar nicht nach Gott strebte, wie's vorgeschrieben, ihn aber in den Menschenherzen suchte und fand, wird in den Himmel eingelassen, und selbst dem „Gottesleugner“ kann verziehen werden, denn Gott Vater spricht: „Ob ein armes Menschlein, wie du, an mich glaubt oder nicht, trübt das meines Namens Glanz?“

Ebenso wenig katholisch denkt Marie von Ebner-Eschenbach über die Sakramente, besonders über die Sterbesakramente. Auch nach einer reinigen Beichte kann sich der Mensch noch unerlöst fühlen und ebenso kann er umgekehrt eines seligen Todes sterben, ohne die „letzte Ölung“ empfangen zu haben. In „Unfühnbar“ schreibt sie: „Maria erflehte und erhielt Entführung durch den Mund eines ehrwürdigen Priesters und blieb vor sich selbst unentsühnt. Auf ihrem Sterbebett lehnt sie einen Beichtvater ab und klagt: „Alles verloren... den Glauben an die Vorsehung... den Glauben selbst an meinen freien Willen. Und doch nur einen Wunsch: ‚Oh, hätte ich nie ein Unrecht getan‘<sup>2)</sup>.“ Sie stirbt, ehe der Priester eintrifft. Der „gute Mond“<sup>3)</sup> erzählt von einem Sterbebett: „Ich habe jeden, der seine Rührung nicht zu unterdrücken vermocht hätte, ferngehalten — und auch die letzten Tröstungen der Religion... und habe mich nicht erschüttern lassen in meinem Glauben, daß ich keinen Frevel beging.“

In die „Unverstandene auf dem Dorfe“ winkt der sterbende Walter jeden „aus dem Weg, der sich seinem Lager nahte, den Arzt, den Kameraden, den hohen Gebieter, den trostspendenden Priester“. Er will nur sein Weib, um in

---

<sup>1)</sup> Vgl. Lehrer Wellner in „Die Unverstandene auf dem Dorf“ und Leo Klinger in „Glaubenslos“.

<sup>2)</sup> S. 291.

<sup>3)</sup> Bd. II, S. 347.

ihren Armen zu sterben. „Oversberg“<sup>1)</sup> steht am Bett der sterbenden Leni, nicht der Geistliche, und in der Erzählung „In letzter Stunde“ ist es der junge Freund und Geliebte und nicht ein Priester, der der Gattin des Professors das Sterben leicht macht<sup>2)</sup>.

Die Verbundenheit mit der katholischen Tradition ist noch deutlich in „Marie Roland“. Die Heldin kehrt von der reinen Vernunftreligion zum Gottesglauben zurück. Doch ist die religiöse Wandlung Marie Rolands nicht das Problem des Dramas. Die Rückkehr zu Gott ist nur ein Stück jenes Sichbescheidenmüssens einer Frau, die im ersten Taumel der neuen Freiheit weit über die Grenzen hinausstürmte.

Necker zieht eine Entwicklungslinie vom Tod der Marie Roland zum Tod der Marie Dornach in „Unfühnbar“. Wenn wir sie weiterführen bis zum Lebensende der Dichterin selbst, so erhalten wir einen geschlossenen Kreis. Enrica von Handelmazetti<sup>3)</sup> schreibt: „Weil Marie so demütig war, hat sie ihren Weg zu ihrem Gott in späteren Jahren so mühelos, so wunderbar rasch gefunden, nachdem sie in ihren Reifejahren nicht ihm feindlich — dazu war sie zu edel veranlagt — aber ihm fern wandelte. Was ich über ihre geistigen Wandlungen weiß, möchte ich ungern vor vielen ausbreiten. Doch das möchte ich zur großen und ewigen Ehre der Toten sagen, daß sie, die größte deutsche Dichterin des sterbenden 19. und des werdenden 20. Jahrhunderts als überzeugte, die süßen Pflichten des Glaubens übende Katholikin gestorben ist.“

Einem introvertierten Charakter wäre diese Wandlung im hohen Alter weniger möglich gewesen. Die unbewusste, mit der Anlage gegebene Abhängigkeit von fremden Einflüssen, die wohl zu unterscheiden ist vom bewußten Nachspüren fremder Gedankengänge, ist immer wieder ein Kriterium der Extraversion.

1) Bd. IV, S. 198.

2) Bd. VII.

3) Vgl. 2. „Der Dichterinnen stiller Garten“. Marie v. Ebner-Eschenbach und Enrica v. Handelmazetti. Bilder aus ihrem Leben und ihrer Freundschaft“. Dargestellt v. Johannes Mumbauer. S. 33 u. 34.

Wie verschieden ist das Bild des Klosterlebens aus dem „Gemeindekind“ von dem, das wir aus der 1905 erschienenen Novelle „Ihr Beruf“ gewinnen. Dort erkennen wir eine gewisse Antipathie, hier eine gewisse Sympathie der Darstellerin für ihren Gegenstand. 1905 ist Marie von Ebner-Eschenbach bereits seit einigen Jahren mit Enrica von Handelmazetti befreundet. Es ist inzwischen modern geworden, — wenn ich so sagen darf: im Stil seiner Konfession zu schreiben, und gerade den Konflikten nachzugehen, die einem Menschen als Glied seiner Glaubensgemeinschaft erwachsen.

Dennoch erkennen wir auch in dieser Novelle die Ebner-Eschenbach von früher. Denn schließlich sieht Johanna nach jahrelangem Kampf um den Nonnenhabit ihre Lebensaufgabe nicht mehr im Klosterberuf, sondern darin, Mutterstelle an einem verwaisten Kinde zu vertreten. Das rein Menschliche siegt: „Lebe, Kindlein, flüsterte sie in einem Kuß, weich wie ein Hauch, lebe und du sollst mein Leben haben.“ Lange wagte sie nicht, sich zu erheben, um das Kind nicht zu wecken. Mit ihm in den Armen kniete sie.

Und dort auf dem Boden lag ihr Nonnenkleid.“

Die erzieherischen Grundsätze der Dichterin müssen wir fast restlos aus jener langen Zeit heraus verstehen, in der sie überzeugt war, daß, wie Necker sagt: „die metaphysischen Vorstellungen eines Menschen für seine Religiosität und Frömmigkeit nicht maßgebend sind“. „Sie erkannte wohl den subjektiven Wert der Gläubigkeit,“ fährt Necker fort, „sie sah so viele Menschen glücklich und tapfer in ihrem festen Glauben leben; aber wie sie selbst ohne ihn glücklich und gerade zu leben gelernt hatte, so konnte sie ihn auch nicht zum Maßstab des Urteils über den Wert der Menschen machen; ja noch mehr: bei aller Anerkennung der Wichtigkeit der Metaphysik gewann sie doch die Überzeugung, daß es für die Lebensführung des Menschen gar so sehr auf sie nicht ankomme. Man behilft sich, ohne die letzten Fragen gelöst zu haben; es gibt keine letzte Erkenntnis, also bescheiden wir uns in Demut — und so wurde aus der im tiefsten Sinne frommen, aber auch heiläugigen, verständigen, von lebendiger Teil-

nahme an der wirklichen Welt und vom Triebe mit an ihrer Bildung und Klärung zu wirken, ganz und gar erfüllten Frau ein sonniger Ethiker, der in zahllosen Variationen und in gewandeter Schönheit und Heiterkeit das uralte und doch immer neue Evangelium der Menschenliebe predigte<sup>1)</sup>."

Eine platte Rationalistin war Marie von Ebner-Eschenbach nie, wiewohl sie einmal sagt: „Das Vernünftigste ist nicht immer das Gute, das Vernünftigste jedoch muß auch das Beste sein.“ (Aphorismus.)

Daneben lesen wir aber auch: „Im Laufe des Lebens verliert alles seine Reize wie seine Schrecken; nur eines hören wir nie auf zu fürchten: das Unbekannte.“

Welche positiven metaphysischen Vorstellungen Marie von Ebner-Eschenbach auf der Höhe ihres Lebens hegte, können wir kaum nachweisen. Zuweilen erkennen wir einen Zug zum Monismus, so, wenn sie in „Unfühnbar“ von Maria schreibt: „Sie betete die eine und einzige Kraft an, die webt und treibt im Hälmlchen auf der Wiese“ usw.<sup>2)</sup> Auch ihre Vorliebe für Fechner würde in diese Richtung weisen.

Doch ist es ja ein Kennzeichen des Liberalismus, daß er sich keiner bestimmten religiösen oder philosophischen Anschauung konsequent verschreibt<sup>3)</sup>.

Hermann Bahr, der den österreichischen Liberalismus aus allernächster Nähe kennt, sagt in einer Besprechung der Erinnerungen von Eduard Sueß: „Der ganze Liberalismus ist die Weltanschauung des im Vorübergehen auch talentierten Philisters<sup>4)</sup>, dem nun also nichts wichtiger sein muß, als dieses vorübergehende Talent anzuhalten, nichts wichtiger, als die Bildung, mit der er die Welt zu heilen glaubt und seine Welt, die Welt der Menschen, die kein inneres Chaos haben, ja auch wirklich heilt.“ Näherhin bezeichnet er die Geistes-

1) Seite 150 und 151.

2) Seite 123.

3) Vgl. zu diesem Abschnitt den Hochlandaufsatz von Johannes Mumbauer. 1917, August, bef. S. 213 etc.

4) Vgl. dazu Schaafal: Zum Philister fehlte ihr alles: Die Abstammung, aber zum Doktrinarismus hatte sie, im freien allein geblieben, große Neigung. (Hochland 1917 August S. 588).

haltung der Liberalen mit den Worten: „Sie meinen, sie hätten sich durch den Verstand selbst reguliert, während es sich in Wahrheit mit ihnen so verhält, daß da von Anfang an überhaupt nichts erst zu regulieren war, weil sie das Glück haben, (aber man kann auch sagen: den Mangel), daß in ihnen keine Kraft vor springt, ausschlägt und sich übernimmt.“<sup>1)</sup>

d) Marie von Ebner-Eschenbach, die Frau.

Die Wurzeln der modernen Frauenbewegung gehen auf die französische Revolution zurück. Die Ideen vom allgemeinen Menschenrecht wurden von den Frauen auf das eigene Geschlecht bezogen.

Nach der 48iger Bewegung übernahmen die deutschen Frauen gemeinsam mit dem Liberalismus die Ideale der Freiheit und des Fortschritts<sup>2)</sup>.

Mitten in dieser Bewegung ist Marie von Ebner-Eschenbach jung gewesen. Kein Wunder, daß ihre ersten Dramen „Maria Stuart in Schottland“ und „Marie Roland“ zwei große Frauen im geistigen und seelischen Ringen mit dem Manne schildern. Und schon beleuchtet sie auch die beiden gefährlichsten Klippen, die der Frau in ihrem Lebenskampfe drohen: Maria Stuart liebt zu viel<sup>3)</sup> und Marie Roland will zu viel. Negativ ausgedrückt besitzt Maria Stuart zu wenig Vorsicht, Marie Roland zu wenig Mäßigung, zu wenig verstehende Milde auch. Alle Aussprüche der Marie von Ebner-Eschenbach über die Frau ließen sich in die Erwägung zusammenfassen: Liebe, denn das Weib muß lieben, aber sieh dich vor, daß du durch deine Liebe nicht zugrunde gehst; kämpfe, denn du hast Feinde, aber bedenke, daß es Feinde gibt, die du nie überwindest, daß dein Geschlecht Grenzen setzt, die du nie überschreitest.

In humorvoller Weise schildert Marie von Ebner-Eschenbach die Entwicklung des weiblichen Selbständigkeits-

<sup>1)</sup> Tagebuch 1917, S. 167.

<sup>2)</sup> Dargestellt nach Ursula Graf: Das Problem der weiblichen Bildung. Seite 38.

<sup>3)</sup> Necker nennt ihr Schicksal das typische Schicksal des Weibes überhaupt.

strebens in der „Dummen Geschichte“, deren Inhalt kurz folgender ist: Vor Zeiten mußte das holde Ehegemahl dem Ritter die schmutzigen Schuhe ausziehen, — die Frau des Urenfels weigert sich dessen und veranlaßt ihren Gatten mit überlegenem Lächeln, daß er den Stiefelfnecht benütze. „Unabsehbare Folgen“ dieser Wandlung prophezeit der seufzende Gemahl <sup>1)</sup>).

Gegen den Vorwurf, die Frau leiste nur in einzelnen seltenen Fällen etwas Großes, Bleibendes, wendet sich vermutlich der Aphorismus: „Ausnahmen sind nicht immer Bestätigungen der alten Regel, sie können auch die Vorboten einer neuen Regel sein.“

Über die nach Natur und Herkommen größere Schwäche der Frau vor dem Manne reflektiert die Ebner immer wieder: „Hoffnungslose Liebe macht den Mann kläglich, die Frau beklagenswert.“ „Wehe der Frau, die nicht im Falle der Not ihren Mann zu stellen vermag.“ „Die einzigen von der Welt unbefristeten Ehren, die einer Frau zuteil werden können, sind diejenigen, die sie im Reflex der Ehren ihres Mannes genießt.“ In der „Unverstandenen auf dem Dorfe“ spricht sie von dem „überzeugten und gekränkten Gesicht, das die meisten Frauen annehmen, in deren Gegenwart verehrte Männer Dinge besprechen, die den weiblichen Horizont übersteigen“, und in „Lotti, die Uhrmacherin“ von dem „Blick, an den ein nicht hübsches Mädchen sich gewöhnen muß“.

Der Mann kann sich ein „Vorleben“ gestatten, die Frau nicht, die Frau ist immer nur wert, was sie in Bezug auf den Mann wert ist. „Mangel an Frömmigkeit bei Frauen war ihm widerlich“, heißt es in „Margarete“, — die Frau hat also fromm zu sein, weil es der Mann will. Aus diesem Bewußtsein des Zurückstehens erwächst die Kampfhaltung. Necker spricht von der „nachdrücklichen und dabei doch auch so besonnenen Parteinahme der Dichterin für ihr eigenes Geschlecht<sup>2)</sup>.“ Die Kampfhaltung drückt sich in einer Reihe von Aphorismen und aphoristischer Sätze aus: „Wo wäre

<sup>1)</sup> Vgl. auch den Aphorismus: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt“.

<sup>2)</sup> Seite 51.

die Macht der Frauen, wenn die Eitelkeit der Männer nicht wäre?“ „Eine gefcheite Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer.“ „Ein Mann, der sich im Gespräch mit seiner Frau widerlegt fühlt, fängt sogleich an, sie zu überschreien: er will und kann beweisen, daß ihm immer, auch wenn er falsch singt, die erste Stimme gehört.“ „Die größte Gewalt über einen Mann hat die Frau, die sich ihm zwar versagt, ihn aber in dem Glauben zu erhalten versteht, daß sie seine Liebe erwidere.“

In die Tagesfragen der Frauenrechtlerinnen hat sich Marie von Ebner-Eschenbach literarisch ebensowenig einge-mischt, wie in die Parteistreitigkeiten des religiösen und des politischen Liberalismus.

Ihr kommt es wesentlich darauf an, daß die Frau zur freien Selbstbestimmung fähig wird, daß sie so viel Ruhe, so viel Gewicht in sich selbst gewinnt, daß sie auch ohne die Liebe eines Mannes glücklich oder doch zufrieden zu sein vermag. Deshalb wird Marie von Ebner-Eschenbach, wenn sie die Frau im Liebestampf mit dem Manne zeichnet, jedes-mal zur Erzieherin. Necker nennt die „Totenwacht“ die be-deutendste Dichtung der modernen Frauenbewegungsliteratur: „Denn in dieser mächtigen Erzählung wird das moderne Frauenideal verkörpert: sich nicht abhängig vom Manne zu machen, auch dann nicht abhängig zu bleiben, wenn man sexuell unterlegen ist<sup>1)</sup>.“

Durch die bisherige Mädchenerziehung wird diese Selbst-ständigkeit nicht erreicht, eine Reform ist nötig. Zur Selbst-ständigkeit wird eine Frau nie gelangen, die bis ins 20. Lebens-jahr und darüber hinaus, jedenfalls aber bis zu ihrer Verheiratung von den Eltern bevormundet wird, und deren Heirat schließlich auch nichts anderes als einen Gehorsamsakt gegen die Eltern darstellt.

So sehr uns die Naivität der jungen Frau in der „Poesie des Unbewußten“ rührt, so widerstrebt es doch der modernen Frau, für den Mann nichts anderes zu sein als ein „liebes, gutes Kind“.

---

<sup>1)</sup> Necker, S. 218. Vgl. auch Bozema.

In Fällen, wo die Frau den unbefriedigenden Zustand ihrer Ehe erkennt, bleibt ihr nichts anderes als Resignation, denn es ist ja „Ehrensache für die Frau, in ihrer Ehe wenigstens glücklich zu scheinen“<sup>1)</sup>. Hat aber die zur Resignation gezwungene Frau nicht gelernt, den Schwerpunkt ihres Lebens in sich selbst zu verlegen, so stirbt sie an dem immerwährenden Verzichten und Stillesein<sup>2)</sup>.

Das Erziehungsziel für die Mädchen wird also sein, sich selbst zu werden, und nicht um jeden Preis das zu werden, was dem Manne gefällt.

„Man fordere nicht Wahrhaftigkeit von den Frauen, solange man sie in dem Glauben erzieht, ihr vornehmster Lebenszweck sei, zu gefallen.“

Die Unabhängigkeit vom Manne ist mit großer fraulicher Liebe durchaus vereinbar. Ein typisches Frauenbild der Marie von Ebner-Eschenbach ist „Lotti, die Uhrmacherin“. Die Lösung der Verlobung mit Halwig geschieht — um feinetwillen, aber auch in erster Linie um Lottis selbst willen. Sie fühlt, wie er sich innerlich langsam und unbewußt von ihr löst; er soll frei sein, aber er soll frei sein durch ihre Großmut. Sie will nicht warten, bis er sich selbst losreißt oder an den Ketten zerzt. Sie trennt sich von Halwig nicht aus Mangel an Liebe, sondern weil sie ihm nicht restlos zu vertrauen vermag, weil es ihr zu gewagt erscheint, sich restlos auf ihn zu verlassen. Sie besitzt die Vorsicht, die Maria Stuart nicht besitzt. Ihre Liebe aber überdauert die Trennung. Lotti ist groß, edel, uneigennützig und — überlegen genug, die Uhrensammlung, die ihr so sehr ans Herz gewachsen ist, zu verkaufen, um nach vielen Jahren den immer noch geliebten Halwig vor dem Abgrund zu retten.

Zu dieser Überlegenheit soll die Frau erzogen werden. Dies bedeutet aber mittelbar nichts anderes, als die Pflege der mütterlichen Regungen der Frauenseele. Kann oder will die Frau dem Manne nichts sein als Geliebte, als Freundin, so kann und darf sie ihm immer noch etwas sein, indem sie ihn

---

1) Bd. VIII, S. 379, „Die Reisegefährten“.

2) Vgl. „Oversberg“.

mütterlich umsorgt. Dieses Umsorgen ist jedoch himmelweit verschieden vom Umdienen der Magd.

Baronin Karoline, die Frau mit dem scharfen Verstand in „Wieder die Alte“ sorgt für ihren auf Irrwege gegangenen Mann wie eine Mutter. „Sie wäre elend, wenn sie nicht mehr für ihn arbeiten, sich nicht mehr mit ihm zu plagen brauchte“, sagt ihre Freundin Claire Dubois von ihr.

„Die Ehrenhaftigkeit des Weibes aber besteht darin, dem Manne, der um sie freit aus unaussprechlicher Liebe — nein! — zu antworten, wenn sie diese Liebe nicht erwidern kann.“ Auch diese Forderung will die Autonomie des Weibes.

Ein für die Ebner=Eschenbachsche Lebenshaltung bezeichnender Rat steckt in den Worten über die Mutter Theklas in „Nach dem Tode“: „Ihr ganzes Wesen atmete die Frische, die nur denjenigen Frauen bewahrt bleibt, die niemals große Leidenschaften empfunden.“

Man könnte diese Worte auf Marie von Ebner=Eschenbach selbst anwenden. Aus diesem Grunde halte ich den Vergleich Neckers zwischen Marie von Ebner=Eschenbach und Karoline Schlegel=Schelling für mißglückt, ihre Persönlichkeiten sind nicht kongenial, denn Karoline ist entschieden die Kraftvollere und Blutvollere. Dieser Frau gegenüber, die sich mit Goethescher Selbstverständlichkeit ihren Liebesabenteuern hingab, die, wie Richarda Huch sagt, nicht ohne Liebe sein konnte, erscheint die österreichische Baronin allzu kühl.

Im Lebenskreise der Frau zeigt der Charakter der Ebner=Eschenbach Güte, Liebe, Mütterlichkeit auf der einen Seite, auf der andern Vernünftigkeit, fluge Vorsicht, kühle Mäßigung. Daß ihre ohne Leidenschaftlichkeit geschlossene Ehe glücklich war und blieb<sup>1)</sup>, dafür sorgten sicher bei beiden Ehegatten Güte und Achtung einerseits, fluge Rücksichtnahme andererseits. Ob Marie von Ebner=Eschenbach auch nur einmal im Leben ein ganz großes, tiefes Leid durchkosten mußte, wie etwa die Droste beim Verluste Levin Schückings, wissen wir nicht; vermutlich war es nicht der Fall. Ihr Lebensweg

---

<sup>1)</sup> Vgl. die bezeichnende Novelle „Ohne Liebe“.

führte nicht durch Tiefen, aber auch nicht über schwindelerregende Höhen <sup>1)</sup>.

Sie ist vielen vieles, aber nie einem alles gewesen.

Zusammenfassung. Um für einen Rückblick auf das Ausgeführte einen neuen Gesichtspunkt zu gewinnen, greife ich zu Jaspers „Psychologie der Weltanschauungen“. Wir dürfen Marie von Ebner-Eschenbach wohl die Einstellung der aktiven Selbstgestaltung zuschreiben. Diese, als selbstreflektierende Einstellung, scheint vielleicht zunächst nicht ganz vereinbar mit dem extravertierten Charakter. Aber sobald wir sie als Kompensationsbestrebung auffassen, fallen die Bedenken. Was wollen die meisten Aphorismen der Ebner anders als Selbstgestaltung und Selbstregierung? Sie glaubte sich zu dem zu machen, was sie sein wollte, doch wäre sie von den Anschauungen ihrer Lebenskreise nie ganz frei geworden, auch wenn sie gewollt hätte. Bis ans Ende ihres Lebens ist sie die seelisch leicht bewegliche, mit Gefühlsergüssen verschwenderische <sup>2)</sup>, liebenswürdige, schalkhafte Österreicherin, der die rechte Wucht des Erlebens fehlt.

Bis ans Ende ist sie trotz alles Liberalismus, trotz aller sozialen Tendenzen, trotz aller Liebe und Wertschätzung des Volkes, die Aristokratin, die es schön und edel fand, von einer gewissen Höhe herab zu trösten, zu ermuntern, zu schenken <sup>3)</sup>, der aber der Gedanke an die praktische Durchführung des Gleichheitsgedankens, an gesellschaftliche Grenzenverwischung, an Aufhebung des Privateigentums und ähnliches durchaus fern lag, die Aristokratin auch, für die es Dinge gab, über die man nicht spricht, weshalb wir auch von ihrem Innerlichsten, von ihrem religiösen und Liebeserleben keinerlei selbstbiographischen Notizen haben. Was aus dem Tagebuch ver-

---

<sup>1)</sup> Schaukal schreibt (in dem schon S. 25 etc. zitierten Hochlandaufsatz). „Freilich ist ihr versagt geblieben: Das Dionysische, der Rausch, das Zentralfeuer des magischen Kunsttums. Das stark Typische in ihr hat das in zarten Schößlingen aufkeimende Ursprüngliche nicht erstickt zwar, aber bezwungen“. Dies letzte läßt sich mehr noch als von der Dichterin, von der Frau sagen.

<sup>2)</sup> Vgl. die Briefe an Handelmazzetti in der „Dichterinnen stiller Garten“.

<sup>3)</sup> Vgl. was Schaukal über ihre Kinderliebe sagt.

öffentlich wurde, sind Bemerkungen, die von vornherein für fremde Ohren zurechtgerichtet waren.

Wie wir sahen, hat sich Marie von Ebner-Eschenbach auch von der katholischen Tradition nicht vollkommen entfernt, und in ihrer liberalen Zeit war ihre vermeintliche Freiheit durchaus an die Zeitströmung gebunden. Endlich deckt alle künstlerische Objektivität die spontane, ihr selbst vielleicht nicht vollkommen bewußte Kampfhaltung der Frau von Ebner-Eschenbach nicht ganz zu.

Nur innerhalb dieser Grenzen vermochte sich Marie von Ebner-Eschenbach frei zu gestalten.

Ihr Weltbild des Seelisch-Kulturellen hält die Mitte zwischen dem objektiven Weltbild der Kultur und dem der subjektiven Erlebnis- und Menschenwelt. Einerseits enthält es die Menschen als persönliche, überall problematische Gestalten, andererseits stoßen wir bei näherem Zusehen auf deutliche Begrenzungen. Das Repertoire der von Ebner-Eschenbach geschilderten Menschen weist viele Wiederholungen auf.

Über ihr wesensfremde Naturen (z. B. Hebbel und Nießche) urteilt sie nach ziemlich äußerlichen Gesichtspunkten.

Sie hat den „Halt im Begrenzten“ und manches, was Jaspers dem Liberalismus im allgemeinen vorwirft, trifft auch auf ihren Liberalismus zu. „Das Bewußtsein der Macht — sei es in Ausübung von Herrschaft, sei es in dem ritterlichen Gewähren von Hilfe, Milde, Nachsicht, stützt ihr Selbstbewußtsein, das ihr letzter Halt ist.“ „Das Weltbild des Liberalismus ist als philosophisches ametaphysisch, totalitätslos.“ Von der jenseitigen Welt, vom Absoluten ist Marie von Ebner-Eschenbach nicht in jedem Augenblick durchdrungen, sondern nur bei bestimmten Anlässen lenkt sie ihren Blick, ihre Ahnung, ihre Gedanken dorthin.

Welche Lebensform hat sich nun aus der Selbstgestaltung der Marie von Ebner-Eschenbach auf der Höhe ihres Lebens ergeben? Teilen wir nach Spranger ein, so sehen wir, daß in erster Linie ästhetische Strebungen ihre Persönlichkeit bestimmen. An zweiter Stelle kämen die sozialen, dann die religiösen und die Machtstrebungen und endlich bliebe ein kleiner

Raum als Betätigungsfeld des ökonomischen und des theoretischen Menschen.

Kurz sei darauf hingewiesen, daß das soziale Gefühl nicht rein genug ist, um bei äußerlich altruistischen Handlungen das „Schwelgen in eigenen Gefühlen“ ganz auszuschließen<sup>1)</sup>. Es ist auch nicht stark genug, um die Grenze des „noch Schönen“ zu überschreiten. Wir könnten uns niemals denken, daß eine Ebner arm und schmutzig unter Armen gelebt hätte, wenn ihnen nur so zu helfen gewesen wäre. Dem zyklothymen Temperament der extravertierten Frau mit den differenzierten Affekten wäre so etwas als Überspanntheit, der ästhetisch empfindenden Künstlerin, der Aristokratin, wäre es als Geschmacklosigkeit erschienen. Es wäre ihr zu „naturalistisch“ vorgekommen.

Der Wahrheitswille der Ebner hat mehr soziale, ästhetische und religiöse als eigentlich theoretische Grundlagen.

Die ökonomische Seite ihres Charakters offenbart sich in vielen lebenspraktischen Erziehungsgrundsätzen.

## II.

### Der pädagogische Gehalt ihrer Schriften.

#### I. Das Erziehungsziel.

Die Literaturgeschichte von Richard M. Meyer-Bieber sieht das Erziehungsziel der Marie von Ebner-Eschenbach in der „wirklich schönen Seele“. Dieser Begriff muß sehr weit gefaßt werden, wenn er wirklich das Menschenideal bezeichnen soll, zu dem Marie von Ebner-Eschenbach erziehen will.

Ich möchte das Erziehungsziel der Marie von Ebner-Eschenbach eine gegenseitige Durchdringung des griechischen und des christlichen Menschenideals nennen, bei der von beiden nur diejenigen Elemente bestehen bleiben, die sich der Vereinigung nicht widersetzen, die anderen dagegen ausgelöscht werden.

Das so gewonnene Ideal wird dann noch durch rationale und pragmatische Überlegungen korrigiert. So bekämen wir den harmonischen<sup>2)</sup>, gütigen, lebensflugen Menschen.

<sup>1)</sup> Vgl. „Der Muff“.

<sup>2)</sup> „Anmut ist Ausströmen der inneren Harmonie“. (Aph.)

Das Ineinanderspielen dieser Elemente darf bei den folgenden Ausführungen nicht vergessen werden<sup>1)</sup>.

Die Wertung der Charaktere geschieht in den Werken der Marie von Ebner-Eschenbach so unverhohlen, daß man durch Nebeneinanderhalten ihrer Lieblingsgestalten ihr Idealbild des reifen Menschen leicht zu erkennen vermag. Überdies umschreibt sie in den Aphorismen dieses Idealbild in kurzen eindeutig bestimmenden Sätzen: „Wenig Leidenschaft, große Herzenswärme, Verstand, Anmut, leichte Umgangsformen, Respekt vor dem Ernst, Verständnis für den Scherz — Summa summarum — Liebenswürdigkeit“, heißt ein Programm, „Unbefangeneheit, Geradheit, Bescheidenheit sind auch göttliche Tugenden“ ein anderes. Tieferen Einblick in ihre Einstellung geben die Sätze: „Er ist ein guter Mensch!“ sagen die Leute gedankenlos. Sie wären sparsamer mit diesem Lobe, wenn sie wüßten, daß sie kein höheres zu erteilen haben“, und „Nicht jeder große Mann ist ein großer Mensch“, und „Die Großen schaffen das Große, die Guten das Dauernde“.

Ein Persönlichkeitsideal ist also der „gute“ Mensch, die höchste Tugend, wie die Parabel „Die Siegerin“ illustriert, die Güte<sup>2)</sup>.

Marie von Ebner-Eschenbach betont, daß die Güte nicht mit Gutmütigkeit verwechselt werden darf: „Die Gutmütigkeit ist eine alltägliche Eigenschaft, Güte die höchste Tugend.“

Also Güte für andere und Anspruchslosigkeit für sich selbst, denn „Anspruchslosigkeit ist Seligkeit“, und „Wir können es im Alter zu nichts Schönerem bringen, als zu einem milden und anspruchlosen Quietismus“.

In diesem Aphorismus versteckt sich schon jenes Verlangen nach Ruhe und Inruhegelassenwerden, das auch aus anderen Stellen erschlossen werden kann, die zunächst vielleicht gerade das Gegenteil zu sagen scheinen. So z. B.: „Der Umgang mit einem Egoisten ist darum so verderblich, weil die Notwehr uns zwingt, allmählich in seinen Fehler zu ver-

---

<sup>1)</sup> Das griechische Moment im Menschenideal der Ebner zeigt sich einerseits in der Wertschätzung heiterer Anmut, andererseits in dem Verlangen nach stoischer Ruhe. Schaukal findet eine Analogie zu Sokrates.

<sup>2)</sup> Bd. I, Seite 112.

fallen“, „Friede kannst du nur haben, wenn du ihn gibst“. Auf diese Deutung weist mich z. B. auch das Verhalten der Lotti, einer der besonderen Lieblingsfiguren unserer Dichterin. Lotti will das Glück des jungen Ehepaares nicht stören, aber sicher ist es auch ihrem eigenen Herzensfrieden dienlich, daß sie sich, statt den beiden einen Besuch abzustatten, unbemerkt zurückzieht. Noch positiver offenbart sich der bewußte Selbstschutz in den geistigen Sicherungen, mit denen die Ebner den Idealcharakter umstellt, und der in einzelnen Fällen stark zweckbetonten Färbung ihrer altruistischen Tugenden. So stimmt es m. E. nicht mit der als göttliche Tugend gepriesenen Unbefangenenheit überein, wenn man sich „einmal überlegt, bevor man gibt, zweimal, bevor man annimmt und tausendmal, bevor man verlangt“. Im Aphorismus: „Das unfehlbare Mittel, Autorität über die Menschen zu gewinnen, ist, sich ihnen nützlich zu machen“, haben wir eine eigenartige Verschmelzung von Gemeinschaftsgefühl und Machtwillen. Der Hauptton liegt freilich nach außen (wie in Aphorismus 88, 4. Hundert) auf dem altruistischen Moment, aber die Tatsache wiederholter ähnlicher Verschmelzungen bei Marie von Ebner-Eschenbach („Bis zu einem gewissen Grade selbstlos sollte man schon aus Selbstsucht sein“) verhindert, daß man sie selbst (was schon früher bemerkt wurde, z. B. S. 33) oder die Lieblingsfiguren ihrer Werke als soziale Typen anspricht. Daß auf Selbstbewußtsein, Vorsicht und Zurückhaltung ein relativ großer Wert gelegt wird, führt uns immer wieder auf Marie von Ebner-Eschenbach, die Frau. Einerseits bildet die besondere Vulnerabilität der Frau, „die sich vor Verleumdungen schützt“, andererseits das anerzogene weibliche Minderwertigkeitsgefühl, dem deutliche Kompensationsbestrebungen entsprechen, die Grundlage der weiteren Erkenntnisse, wie „Demut ist Unverwundbarkeit“, oder „In der großen Welt gefällt nichts so sehr wie die Gleichgültigkeit darüber, ob man ihr gefällt“.

Das „Nur still, nur gescheit“ der Großmutter Vöckel liegt in derselben Ebene. Wie sich aber Marie von Ebner-Eschenbach überall hütet, einseitig zu werden, so auch hier. Die Vorsicht, die Selbstzügelung soll nirgends das warme Leben unter-

binden, soll auch keineswegs den edlen Lebensmut eindämmen: „Es gibt Fälle, in denen vernünftig sein feig sein heißt.“

Daß übertriebene Vernünftigkeit der Charakterbildung schadet, indem sie edle Gefühle nach und nach erstickt, zeigt uns Marie von Ebner-Eschenbach in der Gestalt der Thekla in der Erzählung „Nach dem Tode“. Die Erziehung Theklas liegt fast ganz in den Händen der Mutter. Um das Fehlen des väterlichen Einflusses auszugleichen, liegt das Schwergewicht auf der Verstandesbildung und die spezifisch weiblichen Charaktereigenschaften und Vorzüge Theklas werden planmäßig unterdrückt: „Marianne war bei der Erziehung ihrer Tochter vornehmlich von der Sorge geleitet gewesen, in dem Kinde keine ‚Sentimentalitäten‘ und keine ‚Exaltationen‘ aufkommen zu lassen. Theklas Verstand sollte ausgebildet und ihre Phantasie gezügelt werden. Wohltätigkeit und Großmut hatte man ihr als Anforderungen ihres Standes hinzustellen. Sie sollte geben lernen, reichlich, mit vollen Händen, niemals jedoch ohne Überlegung, vor allem niemals aus einer flüchtigen Wallung des Mitleids... weil jede Wohltat mit Undank belohnt wird, und weil wir den leichter verschmerzen, wenn unser Gefühl mit der Handlung, die ihn hervorrief, nichts zu tun hatte<sup>1)</sup>.“

„Mit 18 Jahren trat Thekla in die Welt, gefiel außerordentlich und bewegte sich in der neuen Umgebung wie in ihrem ureigensten Elemente, nichts blendete, nichts überraschte sie. Ruhig nahm sie die Huldigungen hin, die ihr dargebracht wurden, lächelte über den Neid Minderbevorzugter und hielt sich mit kühler Majestät jeden fern, der sich aus einer weniger glänzenden Sphäre hervor in die ihrige wagte.“ Für Marie von Ebner-Eschenbach ist diese Thekla kein Mensch, keine Persönlichkeit, sondern, wie sie es durch Clemens aussprechen läßt, eine Statue.

Überall liebt Marie von Ebner-Eschenbach das Maß, die goldene Mittelstraße, wie es sich z. B. in dem Aphorismus

---

<sup>1)</sup> Bd. III „Nach d. Tode“, S. 302. Vgl. dagegen den Aphorismus: „Das Gemüt bleibt jung, solange es leidensfähig bleibt“.

auspricht: „Suche immer zu nützen, suche nie, dich unentbehrlich zu machen.“

Will die Frau in Marie von Ebner-Eschenbach Vorsicht, Vernünftigkeit, stolzes Selbstbewußtsein an ihren Idealcharakteren keineswegs entbehren, so liegt in ihrem Willen zum Maß, in ihrer Abneigung vor allem Überschwenglichen und Übertriebenen ein Hinweis auf den extravertierten Charakter und auf die Aristokratin. Mehr noch erkennt man diese aus der Wertschätzung der äußeren Form: „Jeder Weltmann verkehrt lieber mit einem wohlerzogenen Bösewicht, als mit einem schlecht erzogenen Heiligen.“

Endlich verlangt Marie von Ebner-Eschenbach, daß ihr Idealmensch Interesse besitze für die geistigen Werte und für die Kulturgüter, in denen sie sich ausdrücken; denn: „Wer die materiellen Genüsse des Lebens seinen idealen Gütern vorzieht, gleicht dem Besitzer eines Palastes, der sich in den Gefindestuben einrichtet und die Prachstuben leer stehen läßt“. „Begeisterung... spricht immer für den, der sie empfindet.“

So sind denn auch die Lieblingsgestalten der Ebner samt und sonders aufgeschlossene Menschen, begeisterungsfähig für alles Wahre, Gute und Schöne. Als Beispiele nenne ich wiederum „Lotti, die Uhrmacherin“, sodann aber auch „Rittmeister Brandt“, Claire in „Wieder die Alte“, Graf Paul Sonnberg in „Nach dem Tode“ und den „Spätgeborenen“. Meist offenbart sich die Liebe zum Schönen in Form einer bestimmten Liebhaberei.

Es sind dies meist Helden des alltäglichen Lebens, bei denen die Ebner bald die eine, bald die andere Eigenschaft mehr ins Licht rückt, so daß sie, trotzdem die Charaktere im wesentlichen dieselben sind, immer wieder neue Nuancierungen gewinnt; der Eindruck des Jedesmal-andern wird dadurch verstärkt, daß jeder dieser Menschen in ein anderes Milieu gestellt wird. Aber würde etwa Lotti in der Lebenssphäre Claires anders gehandelt haben als diese? Was unterscheidet Rittmeister Brandt von Andreas Muth, dem „Spätgeborenen“? Gewiß auf den ersten Blick sehr vieles. Der eine ist Offizier, der andere kleiner Beamter. Wie verschieden

ist die Welt, die diese beiden formte. Der eine ist mutiger geworden in seiner Welt, der andere schüchterner geblieben. Doch beide haben ihre Liebhaberei, der eine dilettiert als Erzieher, der andere als Dichter und beide sind dieselben, edlen, ehrerbietigen Menschen Frauen gegenüber. Die bisherige Literatur über Marie von Ebner-Eschenbach nennt besonders „Unfühnbar“ und „Bozena“ als die großen Erziehungsromane. Mit Recht, denn hier zeigt sich ihr Erzieherwille am klarsten. Sie führt uns Charaktere vor Augen, die alle notwendigen Eigenschaften des oben umzeichneten Idealcharakters besitzen, bei denen aber die klare Harmonie gestört ist durch Übersteigerung einer Eigenschaft auf Kosten einer anderen. Bei Maria in „Unfühnbar“ ist das Selbstbewußtsein in fast pharisäischen Stolz verkehrt, so daß für verstehende und verzeihende Güte kein Platz gelassen ist, während umgekehrt bei Bozena die Güte einem jungen, unwürdigen Menschen gegenüber zu schwacher Gutmütigkeit herabsinkt. Mag Marias Schuld eine Reaktionserrscheinung, Bozenas Schuld eine Folge eines ins Extreme verzerrten Charakterzuges sein, bei beiden möchte ich (nach der Terminologie von Müller-Freienfels) die Schuld ein anlage- und richtungsablenkendes Erlebnis nennen, das nicht bloß als ungünstig angesehen zu werden braucht, sondern das auch zur Weitung des Charakters dient. Marie von Ebner-Eschenbach erreicht in Maria sowohl als in Bozena den gewünschten Ausgleich: Marias Stolz ist gebrochen, sie wird demütig und gütig; Bozenas größte Niederlage ist der Wendepunkt in ihrem Verhalten, sie findet die Kraft, sich von dem unwürdigen Objekt ihrer Liebe abzuwenden. Liegt nun auch auf den Charakteren der Schatten der Schuld, so zeigen sie doch jetzt ihre Einheitlichkeit wieder und Marie von Ebner-Eschenbach kann uns ein zweites demonstrieren, nämlich, wie sich ihre Idealcharaktere unter einer ungewöhnlichen Belastung bewähren. Wir sehen in beiden Fällen: sie wachsen ins Heldenhafte<sup>1)</sup>.

Nun aber fragen wir: Hätten sich Lotti oder Claire unter denselben äußeren Bedingungen anders verhalten?

---

1) „Unfühnbar“. Seite 245 und „Bozena“. Seite 207.

Gewiß ist es Marie von Ebner-Eschenbach selbst nie zum Bewußtsein gekommen, wie viele ihrer scheinbar so ganz verschiedenen Gestalten auf eine einheitliche Formel zu bringen sind, soweit sich lebendige Charaktere eben auf eine Formel bringen lassen.

Ich vermag es weder näher zu begründen, noch nachzuweisen, aber ich habe den ganz bestimmten Eindruck, daß Marie von Ebner-Eschenbach für Menschen, die sie ganz und gar abweichend von ihrem eigenen Persönlichkeitsideal gestaltete, plastische Vorbilder besaß und besitzen mußte; wo diese fehlten, kam dann auch nichts einheitlich Großes zustande, wie etwa in der „Margarete“.

Der Idealmensch der Ebner wird ein nützlichcs Glied jeder Gemeinschaft sein, ob Staat, ob Kirche, er wird an jedem Platz, in jedem Beruf das Seinige leisten.

Sein Lebensernst ist unzertrennlich von seinem Pflichtbewußtsein. Durch seine Liebenswürdigeit, seine Güte, seinen Altruismus, seinen Opfermut, ist er ein Segen für seine Umgebung, namentlich für die eigenen Angehörigen und für die ihm Unterstellten. Seine Wohlerzogenheit, seine guten Umgangsformen schaffen ihm Freunde und machen ihn beliebt bei seinen Vorgesetzten. Seine Vorsicht und seine Lebensflugeheit, sein Maßhalten sichern ihm wirtschaftlich gewiß so viel Unabhängigkeit, daß er sich einmal ohne Sorgen und ohne anderen zur Last zu fallen, zur Ruhe setzen kann, und sie bewahren ihn auch vor Abwegen. Sein Lebensmut hält ihn auch bei Schicksalschlägen aufrecht. Seine Aufgeschlossenheit für die geistigen Güter bewahrt ihn vor Verknöcherung und vor Verflachung.

So wenig Marie von Ebner-Eschenbach selbst ein Durchschnittsmensch ist, so wenig sie einer sein möchte und so wenig sie der Mittelmäßigkeit das Wort redet, so kann ihr Erziehungsziel doch bei mittelmäßiger Veranlagung erreicht werden, wenn die äußeren Bedingungen günstig sind. Ja sogar ein Pavel<sup>1)</sup> wird, wenn wir uns seine Entwicklung folgerichtig noch einige Jahrzehnte über den Schluß der Erzählung hinaus

---

1) „Das Gemeindefind“, Bd. V.

ausmalen, dieses Ziel schließlich erreichen, so ungünstig für ihn die Bedingungen zu Anfang seiner Entwicklung waren.

Das Erziehungsziel der Ebner ist darum durchaus lebenspraktisch. Es ist auch frei von Einseitigkeit. Wenn ich die körperliche Erziehung nicht eigens nannte, so tat ich es deshalb nicht, weil sie nirgends ausdrücklich gefordert ist. Aber sie ist für Marie von Ebner-Eschenbach selbstverständlich. Die körperliche Ertüchtigung spielte ja in der Heranbildung der jungen Adelligen ihrer Zeit eine so große Rolle, daß sich die Ebner zuweilen eher veranlaßt fühlte, ein Wort gegen die zu große Wertschätzung der sportlichen Leistungen zu sagen, mit der eine Vernachlässigung der geistigen Erziehung und Vertiefung oft Hand in Hand ging. Die Sportskomtesse Muschi<sup>1)</sup> ist das Produkt solcher Einseitigkeit. Ihre „Stallpassionen“ lassen ihr keine Zeit, etwas Ernstes zu lesen oder zu denken. Zwar schnappt sie, um doch nicht ganz dumm zu erscheinen, da und dort ein paar gelehrte Ausdrücke auf, aber ihre ganze geistige Bildung ist eben doch nichts als ein — nicht einmal lückenlos aufgetragener — Firnis. Sie besitzt freilich auch durchaus liebenswürdige Züge, aber Graf Karl und in ihm die Ebner stellt doch die tiefe, stille Klara, die sich in der großen Gesellschaft nicht ganz zurechtfindet, die den Mut besitzt, unelegant zu sein und die zu Hause eine Näh- und Strickschule für arme Kinder eingerichtet hat, hoch über die gewandte, nie verlegene Muschi. Diese Wertung wird noch verdeutlicht durch die Erzählung „Komtesse Paula“. Wenn schon eine Seite in der Menschenbildung überwiegen soll, so soll es die geistige sein.

Wenn wir vorhin feststellten, daß das Erziehungsideal der Ebner ziemlich frei ist von Einseitigkeiten, so braucht das nicht nur ein Vorzug zu sein, es kann auch einen Mangel bedeuten, dann nämlich, wenn es große einseitige Anlagen unterdrücken will. Das Erziehungsziel entspricht eben ganz der zirkulären Persönlichkeit, es ist das Ziel, zu dem sich Marie von Ebner-Eschenbach selbst bilden wollte und wirklich bildete.

---

<sup>1)</sup> Bd. IV, Seite 377 usw.

Sich auf ruhig-heitere Ebene zu bewegen, ohne lebenserschütternde Angst, ist die Sehnsucht der gereiften Ebner. „Wohl jenem, der nur liebt, was er darf und nur haßt, was er soll“ (Aph.).

Daß wir besonders an den Frauengestalten der Ebner ihren Erziehungswillen verfolgen können, verwundert uns nicht, denn in einer Zeit, in der die Frauenfrage tiefgreifende Wandlungen im öffentlichen Leben forderte und auch schuf, ist es natürlich, daß einer bedeutenden Frau an der Erziehung ihrer Geschlechtsgenossinnen zu ganzen Menschen und zu selbständigen Charakteren viel gelegen sein mußte <sup>1)</sup>.

Am Schluß des Trauerspiels „Marie Roland“ empfiehlt die zum Tode verurteilte Heldin ihr einziges Kind dem Mädchen Lodoïska zur Erziehung mit den Worten:

„Sei milde gegen sie, nicht schwach,  
sie ist mein Kind, hat einen starken Willen.  
Schon regt sich ihre junge Eitelkeit.  
Bekämpf den Fehler! beuge ihren Stolz!  
Erziehe sie im Glauben an den Gott,  
zu dem du mich im Tod zurückgeführt! . . .  
Lehr sie verehren, lehre sie bewundern,  
und lieben lehre sie, was echt und treu,  
im Freunde wie im Feinde, Lodoïska!  
Sie werde klug, entschlossen, klar und fest,  
vor allem aber — wohlwollend und gut.  
Es tu ihr weher, Tadel auszusprechen  
als ihn erfahren. Milde werde sie!“

## 2. Psychologische Voraussetzungen.

Wir sahen im vorigen Abschnitt, daß das Erziehungsziel der Ebner im allgemeinen unter günstigen äußeren Bedingungen bei normaler Durchschnittsbegabung zu erreichen ist. Hier soll untersucht werden, welche einzelnen, eine fruchtbringende Erziehung ermöglichenden Voraussetzungen Marie von Ebner-Eschenbach im Erziehungsobjekt annimmt.

---

<sup>1)</sup> Vgl. den Abschnitt: Marie v. Ebner-Eschenbach, die Frau.

Ihre psychologischen Kenntnisse sind allgemeiner Art<sup>1)</sup> und wurzeln, wie bei vielen Dichtern, im instinktmäßigen, ziemlich unbewußten und unmittelbar richtigen Erfassen und Beurteilen der Mitmenschen, nicht auf wissenschaftlichen Studien und Forschungen. Deshalb beschäftigt sie sich auch kaum mit Einzelproblemen der Psychologie. Dagegen nimmt sie Stellung zu tiefergreifenden Fragen, wie die der angeborenen Eigenschaften oder die der Willensfreiheit, zu Fragen also, die ins Weltanschauliche hinüberreichen.

Von einer Seele, die bei der Geburt einer tabula rasa gleicht, weiß Marie von Ebner-Eschenbach nichts. Sie spricht ausdrücklich von angeborenen Tugenden: „Auf angeborene Tugenden ist man nicht stolz“ (Aph.). „Wir werden vom Schicksal hart oder weich geklopft, es kommt auf das Material an“, sagt ein anderer Aphorismus, und was sie „Material“ nennt, denkt sie sich offenbar beim Eintritt in das Leben gegeben.

Das Leben formt daraus den Charakter, von dem sie folgerichtig konstante Gleichförmigkeit<sup>2)</sup> annimmt, seine Ausgestaltung ist ja an die im Material liegenden Möglichkeiten gebunden und findet in ihnen ihre Grenzen. Ob nun das „Material“ mit seiner qualitativen Verschiedenheit jedem einzelnen Menschen anerschaffen oder ob es von Generation zu Generation vererbt wird, ist nirgends deutlich entschieden; allerdings läßt sich feststellen, daß Marie von Ebner-Eschenbach der moderneren Vererbungslehre mit Abneigung gegenübersteht. Dies gilt namentlich da, wo die Vererbungslehre notwendig zu pessimistischen Erwartungen führt und von vornherein den Glauben an die günstige Entwicklung eines jungen Menschen erschüttert. Gestalten wie Pavel und Milada im „Gemeindekind“ und Mariechen in „Die Unverstundene auf dem Dorfe“ bilden eine deutliche Opposition gegen solche Auffassungen. Die Eltern des Geschwisterpaares Pavel

---

1) Vgl. den Aphorismus: „Der einfachste Mensch ist immer noch ein sehr kompliziertes Wesen“.

2) „Die Änderung, die unser Naturell im Laufe des Lebens erfährt, sieht manchmal aus wie eine Änderung des Charakters“.

und Milada sind Zuchthäusler. Mariechens Vater war ein Säufer, die Mutter war ein gutes, fleißiges, aber auch ein dummes Weib <sup>1)</sup>; indessen setzt sich Pavel trotz der ungünstigsten Umweltbedingungen zum tüchtigen Menschen durch, Milada stirbt als kleine Heilige, und Mariechen darf zu den Idealgestalten der Ebner gezählt werden. Man muß hier mit Saskay, der sich über die aus der verrufenen Czardas stammende Jlonä verwundert, fragen: „Wie kommt das Kind zu dieser erquisiten Natur? Das reine Wunder.“ Marie von Ebner-Eschenbach läßt den Pfarrer antworten: „Die reine Gnade“ <sup>2)</sup>.

Umgekehrt können Kinder braver Vorfahren mißraten <sup>3)</sup>.

In einem Falle wird man erbliche Belastung anerkennen müssen, im andern wird sie nicht nachzuweisen sein. Beide Fälle stellt Marie von Ebner-Eschenbach nebeneinander in „Das Schädliche“ <sup>4)</sup>.

Dort heißt es: „Erbliche Belastung? Poffen! Seine (des leidenschaftlichen, zur Selbstbeherrschung unfähigen Ruperts) Mutter, die langmütige Unterwürfigkeit selbst... Sein Vater, ein tabakschnupfender, fischblütiger Pedant, den nichts aus seinem Gleichgewicht brachte“...

Und dann wieder: „Es gibt keine erbliche Belastung? — Poffen! Edith wiederholte sich in jedem Blutstropfen ihres Kindes.“

Neben Pavel, der seinen Eltern nicht nachgerät, steht Vinska, seine Pflegegeschwester, die würdige Tochter der Kurpfuscherin und des Trunkenbolds.

Als der Förster die traurige Geschichte von der „Kessl“ erzählt und ihre Passion, das Leben zu riskieren, erwähnt, läßt Marie von Ebner-Eschenbach die zuhörende Gräfin sagen: „... Auch Mädchen haben Heldenblut in den Adern... Vielleicht war ihr Großvater Soldat“ <sup>5)</sup>.

Rittmeister Brandt hat die Vorliebe für den Militärberuf ererbt, denn die Mutter „geriet beim Defilieren der

1) Vgl. ihre Unterredungen mit Walter, ihren Hang zur Kuppelei.

2) „Die unsichtbare Macht“. „Der Erstgeborene“. Seite 27.

3) Vgl. „Ihr Traum“.

4) „Das Schädliche“. Bd. VII, Seite 208/9.

5) Die „Kessl“. Bd. II, S. 356.

Regimenter in Ekstase“. Doch weiter ist die erbliche Belastung bei ihm nicht nachzuweisen; Vater und Mutter des Rittmeisters stammen aus einer friedlichen Kaufmannsfamilie <sup>1)</sup>.

Die kleine Lore in „Das Schädliche“ ist ihrer Mutter so nachgeartet, daß die Ähnlichkeit sich sogar auf nebensächliche Einzelzüge erstreckt, so z. B. auf die Kunst, andere Menschen täuschend nachzuahmen <sup>2)</sup>.

Maslan <sup>3)</sup> hat das heiße Blut von der Mutter, vom slavischen Vater den Stützpfop; die Tochter des „Originals“ erbt vom Vater das Interesse und das Geschick für Technik <sup>4)</sup>. In der „Großmutter“ <sup>5)</sup> sind alle Kinder dem nichtsnußigen Vater nachgeraten. Regula in „Božena“ ist ebenso pappendeckeln wie ihre Mutter. In „Die arme Kleine“ spricht der Hauslehrer Heideschmied von jungen Leuten, die von Vater „und vielleicht schon von Groß- und Urgroßvater her trainierte Gehirne“ haben.

Das „Material“ hat also bei der Geburt eine bestimmte Struktur, die zum Teil auf Vererbung beruht, zum Teil durch reine „Gnade“ gegeben ist.

Die für die Erreichung des Erziehungszieles günstigste Veranlagung besteht in einer gleichmäßigen Verteilung der Gaben des Kopfes und des Herzens. Ein Überwiegen der ersteren hält Marie von Ebner-Eschenbach offenbar für nachteilig und sagt deshalb: „Der Verstand wird meist auf Kosten des Gemütes ausgebildet. — O nein, aber es gibt mehr bildungsfähige Köpfe, als bildungsfähige Herzen“, und „es ist ein Unglück, daß ein braves Talent und ein braver Mann so selten zusammenkommen“. Allerdings gelangen „die Menschen, bei denen Verstand und Gemüt sich die Wage halten ... spät zur Reife“. Das langsame Reifen liegt aber ganz in der Richtung des Persönlichkeitsideals der Ebner und nichts ist ihr „weniger verheißend als Frühreife; die junge Distel sieht einem zukünftigen Baume viel ähnlicher, als die junge Eiche“.

1) Rittmeister Brand, Bd. VII, S. 6.

2) „Das Schädliche“, Bd. VII.

3) „Maslans Frau“, Bd. VII, S. 293.

4) Ein „Original“, Bd. VII, S. 378.

5) Erzählungen, Stuttgart 1875, S. 275.

Lore in „Das Schädliche“ besitzt glänzende Geistes Eigenschaften, aber kein Herz, kein Gemüt<sup>1)</sup>. Keine noch so große Sorgfalt der Erziehung vermag ihre Persönlichkeit zu runden. Der Überschuß an Geistesgaben kann den Mangel an Gaben des Gemütes nicht nur nicht ausgleichen, sondern er verursacht dort, wo die positiven Werte fehlen, ethische Minderwertigkeit und macht aus der angeborenen Gefühllosigkeit eine raffinierte Bosheit.

In „Bozena“ zeigen die ledernen Gouvernantennaturen der Nanette und ihrer Tochter Regula ebensowenig edle Herzenstugenden, überdies fehlen ihnen die blendenden geistigen Vorzüge, die Lore besitzt. Eine ausgiebige, ehrgeizig erworbene geistige und ästhetische Bildung, die überall aufdringlich zur Schau getragen wird, soll die Leere verdecken; es gelingt auch — ungeschulten Augen gegenüber. Ist aber die Bildung äußerlich auch noch so dick aufgetragen, die ganze Persönlichkeit vermag sie nicht zu gestalten und zu formen, das Innere bleibt ledern oder wie das Innere der „Prinzessin Leiladin“ pappendeckeln und deshalb unfähig zu allem wahrhaft edlen und großen Fühlen.

Naturen dieser Art erreichen niemals die im Erziehungsziele geforderte Harmonie; die Bildungsgüter, die an sie herangebracht werden, vermögen ihnen höchstens einen verblüffenden äußeren Anstrich zu verleihen; die innere Minderwertigkeit aber wächst ungehemmt fort, ja sie zieht aus den einseitigen Vorzügen neue Nahrung.

Aber weder die Tatsache, daß es solche pappendeckle Wesen, noch daß es „unverbesserliche Halunken“ gibt, erschüttert in Marie von Ebner-Eschenbach so wenig wie in Rittermeister Brandt „den Glauben an die Erziehung“<sup>2)</sup>.

Den Gegenpol zu den Menschen, bei denen alle Erziehung fruchtlos ist, bilden die, bei denen alle Erziehung eigentlich überflüssig ist, weil sie ja doch ihre eigenen großen Wege gehen: es sind die Genialen. „Beim Genie heißt es: Laß dich gehen! Beim Talent: Nimm dich zusammen!“ (Aph.) Das Genie ist ja selbst Wegweiser, es wirft in einem Strich

1) Ähnlich Anka in „Ein kleiner Roman“. S. W. Bd. 2.

2) Bd. VII, S. 129.

hin, was das Talent aus Erlerntem mühsam zusammen-  
setzt <sup>1)</sup>. Einen Genialen zu schildern, hat Marie von Ebner-  
Eschenbach jedoch nirgends unternommen. —

Wie ich schon andeutete, ist es neben der Vererbungs-  
frage die Frage der Willensfreiheit, die Marie von Ebner-  
Eschenbach besonders interessiert und mit der sie sich an zahl-  
reichen Stellen ihrer Werke auseinandersetzt. Obwohl sich  
ihre Entscheidung nicht ganz eindeutig festlegen läßt, darf man  
wohl sagen, daß sie eher auf die Seite des Determinismus  
fällt. Jedenfalls hält Marie von Ebner-Eschenbach die Wil-  
lenshandlungen an bestimmte psychische Gesetzmäßigkeiten ge-  
bunden.

Der Aphorismus: „Manche Leute wären frei, wenn sie  
zu dem Bewußtsein ihrer Freiheit kommen könnten“, bezieht  
sich vielleicht mehr auf die soziale, als auf die Willensfreiheit.  
Der Aphorismus „Wer an die Freiheit des menschlichen Wil-  
lens glaubt, hat nie geliebt und nie gehaßt“ findet keinen  
Widerspruch in dem andern: „Was du zu müssen glaubst, ist  
was du willst“. In „Overberg“ <sup>2)</sup> sagt der Inspektor  
ganz im Sinn des Determinismus: „... Wir können nur  
nach menschlicher Voraussicht handeln und auch nur nach  
unserem eigenen Charakter.“ Ähnlich heißt es in Rittmeister  
Brandt <sup>3)</sup>. „Brandt hatte gehandelt, wie er seinem Charakter  
nach handeln mußte, wie er, in dieselbe Lage versetzt, noch  
einmal handeln würde.“ In den „Reisegefährten“ <sup>4)</sup> sagt der  
junge Russe: „Ich habe doch schon manches Unrecht getan  
und wenn ich darüber nachdachte, gründlich und ehrlich, mußte  
ich mir gestehen: Wenn du wieder in dieselbe Lage versetzt  
würdest, würdest du auch wieder dasselbe Unrecht begehen.“  
Clodwig <sup>5)</sup> führt mit dem Major ein Gespräch über die Wil-  
lensfreiheit. Der Major verteidigt den Indeterminismus:  
„Der Wille des Menschen ist absolut frei, d. h. moralisch . . !“  
„So sprechen alle, die niemals mit sich gekämpft haben“, ant-  
wortet Clodwig.

1) Vgl. Aph. 43, 3. Hundert.

2) Bd. IV. S. 209.

3) Bd. VII. S. 36.

4) Bd. VIII. S. 374.

5) Erzählungen, Stuttg. 1875, S. 197.

In der Schule des Lebens läßt Marie von Ebner-Eschenbach also manchen zur Überzeugung kommen, der Wille des Menschen sei durch eigene Gesetzmäßigkeiten, die jedem Charakter innewohnen, determiniert. Diese Auffassung ist für den in die Vergangenheit Zurückschauenden ein Trost: „Es muß sein! — Grausamster Zwang. Es hat sein müssen! — Bester Trost.“ (Aph.) für den Vorwärtsschauenden, nach der Verwirklichung von schönen Plänen Hungernden ist jedoch der Glaube an den Erfolg des eigenen Wollens unentbehrlich. Mit ihm steht und fällt die Kraft zum Erfolg. „Wollen können, immer felsenfest, unerschütterlich, ist alles... nur wollen können; nur den Glauben an den Willen nicht verlieren, weil er uns schon so oft betrog“, sagt der berühmte Musikdirektor Kolberg in „Ob spät, ob früh“<sup>1)</sup>.

Für die Erziehung ist der Glaube an die Willensfreiheit seitens des Schülers das, was seitens des Erziehers der Glaube an das Gute im Menschen ist; beiden gibt ihr Glaube Freude und lebensförderndes Kraftgefühl. Die Ebner vertritt hier eine Art von pädagogischem Pragmatismus.

In den „Müßmensch“<sup>2)</sup> zeigt sie, daß es übrigens objektiv gesehen für die Erziehung keinen allzu großen Unterschied bedeutet, ob man sich zum Determinismus oder zum Indeterminismus bekennt. Das Resultat ist dasselbe, auch die Erziehungsmittel sind sich ähnlich, nur gibt man den Dingen verschiedene Namen. Der Indeterminismus spricht von Schuld, Strafe und Befehrung, der Determinismus von Krankheit, Heilung und dem Sieg gesunder Motive. Die dort Unverbesserlichen sind hier die Unheilbaren, beide gehen zuletzt denselben Weg: den Weg zum Richtplatz. „Euer Müßsen und unser Wollen,“ sagt der unverbesserliche Verbrecher aus dem Land des freien Willens, „eure Rezeptschreiber und unsere Richter, es kommt auf eins heraus.“

Die dargestellten psychologischen Voraussetzungen sollen kurz zusammengefaßt werden:

1. der Mensch besitzt angeborene Eigenart, die sich durch die Erziehung nie ganz verwischen läßt;

1) Genre-Bilder. S. 65.

2) Bd. 1, S. 91.

2. es gibt Menschen, die auch bei der sorgfältigsten erzieherischen Einwirkung das Erziehungsziel nie erreichen;
3. die Frage der Willensfreiheit ist für die Praxis der Erziehung von sekundärer Bedeutung; der Glaube an die Freiheit wird die Lern- und Strebefreudigkeit wesentlich erhöhen. —

Die individuelle Eigenart eines Menschen zu beobachten, reizte die Ebner gleicherweise als Dichterin wie als Erzieherin. Als Kinderfreundin verfolgt sie die Offenbarungen der Kinderpsyche und geht mit liebevollem Interesse dem allmählichen Erwachen einer kleinen Individualität nach. Wir haben kaum ein Buch von ihr, in dem sie nicht Beobachtungen über die Kinderseele niedergelegt hätte. In „Nach dem Tode“ unterhalten sich Gräfin Marianne und Graf Sonnberg über dessen kleines Töchterchen<sup>1)</sup>: „Sie lag in den Windeln, als ich sie zum letzten Male sah; ich kann Ihnen demnach über das Äußere der jungen Person nichts verraten. Ihre Eigentümlichkeiten aber, ihre Gemütsart werden wohl die der Leute ihres Alters sein.“ „Und die ihrer eigenen kleinen Individualität.“

„Individualität? Ich denke, daß sie noch keine hat. Zu drei Jahren sind alle Kinder einander gleich.“ „Nicht zwei,“ sprach die Gräfin bestimmt, „auf der ganzen Erde nicht zwei!“

Der Kooperator Leo in „Glaubenslos“ beobachtet die schon deutlich ausgeprägten Charakterunterschiede seiner Dorfschulkinder<sup>2)</sup>. „Der zukünftige Mensch verriet sich in jedem dieser Kindergesichter.“

Vorherrschend war der Ausdruck harmloser und schläfriger Albernheit, ... viele Augen baten förmlich: Denk für mich, erspare mir das eigene Denken, ich bin ein unselbständiges Wesen. — Die bleiben den Verhältnissen untertan, werden sie nie beherrschen. Sichere Führung, eine feste Hand — und sie wären dem Guten gewonnen.

Anderere wieder blickten treuherzig, flug und frei in die Welt und noch andere voll Energie und einem fast drolligen

1) Bd. III, S. 333 usw.

2) „Glaubenslos“. S. 168.

Selbstgefühl. Denen fehlte es nicht an festem Willen, der sich — vorläufig wenigstens — als Eigensinn und Trotz äußerte. Es kam auch unüberwindliche Verstocktheit vor, und diese Eigenschaft offenbarte sich in gleichem Grade bei Knaben wie bei Mädchen. Das sind die, an denen die Erziehungskunst zuschanden wird, die Güte zum Leichtsinn, Strenge zum Starrsinn treibt, und denen doch das Recht zusteht, die gleiche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu fordern, wie die lieblichen kleinen Geschöpfe, durch deren frische Augen man bis auf den Grund der Seele blickt.“

Die Unterschiede in der körperlichen Konstitution bedingen weitere Charaktertypen. Von der kleinen Elise in „Ohne Liebe“<sup>1)</sup> sagt ihr Vater: „Nein! — Ich weiß nichts anzufangen mit dem gebrechlichen Wesen, ihre Schwäche imponiert mir, ich zittere vor ihrer Angst . . . alles kriecht vor der kleinen Tyrannin“. Ähnlich bei der „Armen Kleinen“: Ihre körperliche Schwäche ist es, die ihr den Einfluß auf die Umgebung sichert. „Sie hatte etwas in ihrer Miene, das sagte: ‚Seid gut zu mir, ihr werdet nicht mehr lange Gelegenheit dazu haben‘“<sup>2)</sup>. Der Roman „Unfühnbar“ bringt ebenfalls plastisch geschaut Kindertypen. Da sind die robusten Rangen Wilhelms Dornachs<sup>3)</sup> und die beiden Kinder Marias: Hermann, der ältere, will in seinen Kinderphantasien „hingehen und die Löwen totschießen“ und Erich, der jüngere, zarte, wird „zuerst hingehen und wird den Löwen zu essen geben“<sup>4)</sup>. Die Beispiele ließen sich beliebig vermehren; ich nenne nur noch die reizende Kinderszene in „Rittmeister Brandt“<sup>5)</sup>, die eine Reihe kleiner, schon sehr bestimmt geformter Persönlichkeiten vor uns aufspazieren läßt.

Daß solche Individualitäten vom Erzieher verstehend erfaßt werden müssen, damit er ihre Erziehung planmäßig leite, ist für Marie von Ebner-Eschenbach eine selbstverständliche Folgerung. Sie führt uns zu einem neuen Abschnitt unserer Untersuchung.

1) Bd. IV. S. 283.

2) „Arme Kleine“, Berlin 1903.

3) „Unfühnbar“, S. 64.

4) „ „ „ S. 196.

5) S. 43—47.

### 3. Wege zum Ziel.

Das Ziel, ein „guter“ Mensch zu werden, ist für Marie von Ebner-Eschenbach das Ziel eines ganzen Lebens. „Was Menschen und Dinge wert sind, kann man erst beurteilen, wenn sie alt geworden sind“ (Aph.). „Wir müssen immer lernen, zuletzt auch noch sterben lernen“ (Aph.).

Ihre Persönlichkeit fortwährend zu bereichern, sie zur größtmöglichen Harmonie zu führen, war neben der Ausgestaltung ihrer künstlerischen Kraft die Lebensaufgabe der Dichterin selbst.

Selbsterziehung. Wie sie rastlos an sich selbst arbeitete, so verlangte sie es auch von andern. „Wenn man das Dasein als eine Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen“ (Aph.). Sich selbst zu erziehen, vermag jeder, wo immer er im Leben steht und welche Bildung ihm auch zuteil wurde. Die Selbsterziehung kann u. U. das Fehlen äußerer Bildungseinflüsse ersetzen, niemals dagegen kann sie ersetzt werden. Von den 500 Aphorismen der Ebner haben die meisten selbsterzieherische Tendenz. Selbstkontrolle, Selbstbeherrschung, Übung im Entsagen, unermüdlicher Kampf gegen die erkannten Fehler, Mut zur Tugend sind die wichtigsten Teilaufgaben der selbsterzieherischen Arbeit: „Geniere dich vor dir selbst, das ist der Anfang aller Vorzüglichkeit.“ „Sei deines Willens Herr und deines Gewissens Knecht.“ „Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.“ „Der sich keine Annehmlichkeit versagen kann, wird sich nie ein Glück erobern.“ „Unsern schlechten Eigenschaften gegenüber gibt es nur einen ewigen Kampf oder einen schimpflichen Frieden.“ „Der Schwächling ist bereit, sogar seine Tugenden zu verleugnen, wenn sie Anstoß erregen sollten.“

Lebensschule. Was die Selbsterziehung nicht vermag, vollbringt, falls das seelische „Material“ die erforderlichen Eigenschaften zeigt, die Schule des Lebens: „Das Leben erzieht die großen Menschen und läßt die kleinen laufen.“ Und: „Der Schmerz ist der große Lehrer der Menschen, unter seinem Hauch entfalten sich die Seelen“ (Aph.).

Gerade in der Schilderung von Charakteren, die durch Leid zu heldenhafter Seelengröße heranreifen, ist Marie von Ebner-Eschenbach Meisterin. Neben Lotti, Marie Dornach und Božena nenne ich Baronin Karoline in „Wieder die Alte“ und Maslans Frau. Von ihnen forderte das Leben ein Übermaß an Selbstverleugnung und Selbstüberwindung. Die gleichförmige heitere Harmonie ist gestört, dafür aber gewinnen sie etwas Eisernes, das so groß und achtungsgebietend ist, daß ihnen auch ganz gegensätzliche Naturen (in „Maslans Frau“ der Priester, in „Nach dem Tode“ Bretfeld) die Ehrfurcht nicht versagen können.

Erziehung durch den Umgang mit starken Persönlichkeiten. Oft geschieht die Erziehung des Erwachsenen durch starke Persönlichkeiten, mit denen sie das Leben zusammenführt. Ein Beispiel dafür bildet die Wandlung, die die Persönlichkeit Dembowskys in „Doktor Nathanael Rosenzweig“, dem „Kreisphysikus“ bewirkt. Rosenzweig, dessen Programm es einmal war, zu „erwerben um jeden Preis, den der Ehrlichkeit einzig ausgenommen, erwerben und nur ja nichts umsonst hergeben, nicht den kleinsten Teil der eigenen Kraft; keine mitleidige Regung kennen, keine hemmende Rücksicht“<sup>1)</sup> ist nach einer von echtem Feuer sozialer Begeisterung durchdrungenen Rede Dembowskys „erschüttert in allen Fugen seines Wesens. Ein unermessliches Glück drang ihn, er empfand die höchste aller Wonnen — die Wonne, aus den beengenden Schranken der Selbstsucht aufzusteigen wie aus einem Grabe. Was er bisher am meisten geschätzt hatte, erschien ihm wertlos, die Arbeit vergeudet, die er bisher auf die Erwerbung seines Reichtums verwandt... Beschämung erfüllte seine Seele, aber mit Entzücken gab er sich ihr hin, als dem Wahrzeichen seiner Wandlung, dem Beginn seines inneren Wachstums und Klärens“<sup>2)</sup>.“ Rosenzweig kannte die sozialen Gedanken seiner Zeit längst vorher, sie waren ihm stets als etwas zu Verachtendes, weil seinen Besitz Bedrohendes erschienen, sobald sie ihn aber aus dem Munde

1) Bd. II, S. 1.

2) Ebd. S. 82.

einer von ihnen ganz durchdrungenen edlen Persönlichkeit trafen, wühlten sie alle Tiefen seiner Seele auf.

Erziehung durch den Umgang mit edlen Frauen. Häufig ist es die Persönlichkeit einer edlen Frau, die an einem männlichen Charakter bewußt oder unbewußt Erzieherdienste tut, so Lotti an Halwig, die Frau des Professors Staufen an dem jungen Philippi: „Sehr mißfallen hatte ihr... seine Breitspurigkeit, sein nachlässiges und ungeschicktes Sich=gehen=lassen. Sie verlor nie ein Wort darüber, er aber fühlte, er erriet das Unbehagen, das er ihr verursachte und bemühte sich, die Umgangsformen der Menschen anzunehmen, mit denen sie verkehrte... Es schmeichelte der Frau Professor, daß man ihr die günstige Veränderung zuschrieb, die mit Philippi vor=ging. Es hieß: Ja, der Einfluß einer feinen schönen Frau auf solch einen Bärenhäuter...“<sup>1)</sup>

Overbergs Charakter erhält seine endgültige eigenartige Formung durch die reine, unsagbar selbstlose Liebe zu einer Frau<sup>2)</sup>. Der „martialische Graf Koloman“ in der Erzählung „Der Erstgeborene“<sup>3)</sup> „hielt das Spiel, das die Geliebte mit ihm trieb, für eine Geduldssprobe, die sie ihm auferlegte, und die er unbegreiflich glänzend bestand. Er machte sich weich und fügsam, der ungeleckte Bär war wie an einem Seiden=faden in ihrer Hand“.

Sogar den grimmigen Herrn Hofrat kann die junge, lebenswürdige Frau Nichte ganz gegen sein eigenes Erwarten nach kurzer Zeit „um den Finger wickeln“ und läßt ihn gar nicht dazu kommen, den Menschenfeind herauszukehren.

Grenzen der Erwachsenenenerziehung. Bewußte Erziehungsarbeit an Erwachsenen ist nicht immer erfolgreich. In der Erzählung „Margarete“ versucht sich Graf Vohburg nicht sehr glücklich in der Erwachsenenenerziehung. Dem inneren Gefühlsreichtum, der Leidenschaftlichkeit seines Erziehungsobjekts gegenüber ist seine Macht zu klein und zu begrenzt. Was ihn zu Margarete führt, ist auch nicht eigentliche pädagogische Liebe, die den Werdemöglichkeiten in ihrer

1) „In letzter Stunde“, Bd. VII, S. 254/55.

2) Bd. IV, S. 147.

3) „Die unbefiegbare Macht“, S. 34.

Seele nachgeht und geduldig und opferwillig ihre Verwirklichung erwartet und bewacht. Da er durch ein Unglück der unschuldige Mörder ihres Kindes wurde, dessen Besitz ihr bisher sittlichen Halt verlieh, macht es ihm sein angeborner Edelmuth zur Pflicht, für sie zu sorgen, vielleicht auch, damit sein eigenes Glück „auch nicht durch den leisesten Vorwurf getrübt werde“ <sup>1)</sup>. Es sind also egozentrische Motive, die ihn zum Erzieher machen und eben deshalb vermag er auch in einem so schwierigen Fall nichts zu erreichen. Was er am meisten zu vermeiden sucht, daß Margaretes Weibesliebe sich an ihm entzündet, das veranlaßt er vielleicht gerade durch seinen Mangel an Unbefangenheit. Als das Gefühl des leidenschaftlichen Weibes die Grenzen überflutet und seine pädagogische Kunst in eine Feuerprobe gestellt ist, versagt sie gänzlich: Nicht der Seelsorger, nicht der sich selbst vergessende Menschenfreund steht jetzt vor Margarete, sondern der vornehme Weltmann, dem der Ausbruch einer „Leidenschaft, die er nicht theilte“, Widerwillen einflößt, der sich auch in keinem Falle etwas von seiner männlichen Vornehmheit vergeben will. Vielleicht hat Marie von Ebner-Eschenbach nirgends so deutlich aufgezeigt, wo die Grenzen der pädagogischen Macht eines Menschen liegen: „Es gab einen Mangel in seinem Reichtum, eine Grenze für seine Güte und jenseits derselben Härte und Unerbittlichkeit“ <sup>2)</sup>. Eine geschickte Erzieherhand hätte Margaretes Leidenschaft einzudämmen oder auf Wege zu leiten gewußt, wo sie in der Richtung auf ein schönes Ziel das Höchste geleistet hätte.

**Erziehung im Jugendalter.** So groß die Vorliebe der Ebner für Erziehungsexperimente an Erwachsenen ist, und wie häufig sie deshalb solche in ihren Werken darstellt, so groß ist andererseits ihr Interesse für die erzieherische Beeinflussung des jugendlichen Menschen und für alles, was davon nicht zu trennen ist, nämlich für Lehrer, Erziehungsmittel und Schulen.

**Privaterziehung.** In ihren Geschichten, von denen die meisten in adligen Kreisen spielen, nimmt die Privat-

<sup>1)</sup> S. 116 usw.

<sup>2)</sup> S. 109.

erziehung einen breiten Raum ein. Marie von Ebner-Eschenbach schildert aus diesem Lebensgebiet eine Reihe typischer, gut beobachteter Situationen. Der auffallendste Mangel der Privaterziehung ist der, daß jede Einheitlichkeit der erzieherischen Einwirkung fehlt. Am Erziehungswerk sind beteiligt die Eltern, die Großmütter, die Tanten, die Kinderfrau, die Amme und endlich zuletzt auch noch der Hauslehrer und die Gouvernante. Dazu kommen dann noch die Fachlehrer für Zeichnen, Musik, Tanzen usw.

Das Elternhaus. Welche Rolle spielen die Eltern? In vielen Fällen mag zutreffen, was der Doktor in „Maslans Frau“ behauptet: „Die (Eltern) verstehen gewöhnlich vom Erziehen so viel wie die Kuh vom Seiltanzen“<sup>1)</sup>. Oft bleibt der Vater im Hintergrund als die letzte, finsterdrohende Instanz und tritt nur hervor, wenn dem jungen Menschenpflänzlein der Sonnenschein der Liebe und der Regen milder Ermahnung nicht mehr genügen und wieder einmal ein Gewitter notwendig wird. In der eigenen Jugend der Dichterin spielte der Vater die Rolle des Gefürchteten und zwar durchaus bewußt, denn er sah darin das mustergültige Verhältnis. In den „Kinderjahren“ berichtet sie: „Zum Schaden unseres Verhältnisses zu ihm ließ sich Papa in gereizter Stimmung manchemal zu dem unglückseligen Ausspruch hinreißen: ‚Nicht geliebt will ich sein, sondern gefürchtet.‘“ Der Vater des „Edelmanns“<sup>2)</sup> versucht dies Verhältnis unbedingter Autorität weit über die Volljährigkeit des Sohnes hinaus auszuwehnen. Dieser erzählt: „Er meinte, es stünde mir nicht zu, nach anderen Ursachen zu forschen als nach denen, welche den Sohn zum Gehorsam gegen den Vater verpflichten. Ich erwiderte, daß ich 26 Jahre alt und mir keines Unrechtes bewußt sei und daß ich glaubte, ihn bitten zu dürfen, mich blinder Unterwerfung, selbst gegen ihn, zu entheben.“ In beiden Fällen stellt sich Marie von Ebner-Eschenbach im Interesse der freien Entwicklung der Persönlichkeit auf seiten des jugendlichen Menschen.

1) Vgl. Die Bemerkung des Doktors in „Ein kleiner Roman“: „Eltern haben nie ein richtiges Urteil über ihre Kinder“. (Bd. 2. S. 664).

2) Erzählungen, 1875, S. 319.

Allzu wenig beschäftigt sich mit der Erziehungsangelegenheit der Vater der „Armen Kleinen“ und ihrer Geschwister. Als die Mutter, schwerkrank darniederliegend, ihre Kinder nicht mehr betreuen kann und diese Lücke durch das Verhalten des Vaters doch notwendig ausgefüllt werden sollte, kümmert er sich um seine Jungen „weniger denn je“. Später vergiftet er sogar, dem Hauslehrer den Gehalt auszubezahlen<sup>1)</sup>.

Präsident Staudenheim in „Ihr Beruf“<sup>2)</sup> nimmt die Erziehung seiner Töchter zu wenig ernst. Er läßt sie in allem und jedem gewähren, bis weit in das Pubertätsalter hinein, weil es sich bei ihren Wünschen nach seiner Ansicht immer nur um Kindereien handelt. Deshalb können sie zunächst gar nicht begreifen, daß der „übergütige, kleine Papa“ einmal etwas versagen kann<sup>3)</sup>. Der Graf in „Wieder die Alte“ verlangt von seinen Kindern, daß sie ihn zerstreuen<sup>4)</sup>: „Laßt euch auch einmal etwas einfallen, über das ich lachen kann“, sagt er ihnen. „Lernt was von der Claire, sitzt nicht immer da, wie die Bilder ohne Gnad’, zerstreut mich und die Mama.“

Das sind die Väter.

Ist der Vater kein guter Erzieher, so ist es natürlich vom Übel, wenn die Ansichten der Mutter nur das Echo der seinen bilden. Ein solches Ehepaar, das immer ein und dieselbe Überzeugung besitzt, finden wir in der Erzählung „Das Schädliche“. Marie von Ebner-Eschenbach sagt von ihm: „Sie hatten zusammen nur eine Seele, einen Verstand, ein Urteil. Solche Eltern sind schlechte Erzieher; statt der vier Augen, die sie brauchen, haben sie nur zwei.“

Häufiger jedoch kommen zu den spezifischen Erziehungsfehlern des Vaters die spezifischen der Mutter.

Durch zu große Strenge oder Gleichgültigkeit wird diese kaum sündigen, aber durch Eitelkeit, Vergötterung der Kinder, Schwachheit oder Egoismus, der dem jungen Menschenkind sein eigenes, kleines Reich nicht läßt, sondern vor lauter Sorge

---

1) „Die Arme Kleine“, S. 112 und 123.

2) S. 187 „Die unbeflegbare Macht“.

3) S. 184 usw.

4) Bd. III, S. 223.

überall eindringen, überall wachen, überall zuerst gehört und berücksichtigt sein will.

Humorvoll zeichnet Marie von Ebner-Eschenbach die eitle Mutterliebe in „Wieder die Alte“. Wie gewandt weiß die Gräfin den Mißerfolg ihres Sohnes zu entschuldigen: „Wir bleiben bis Mitte Juli in der Stadt, unserm Emil zu liebe, der seine Maturitätsprüfung macht — noch einmal. Im vorigen Jahre ließen wir ihn hier allein zurück mit dem Hofmeister, das war nicht gut, die Trennung von uns drückte sein Gemüt — und so ehrenvoll er schließlich auch bestand, erhielt er doch das Zeugnis der Reife nicht. Heuer will er sich aber eines geben lassen und wir harren denn aus an der Seite unseres Sohnes in der Stadt<sup>1)</sup>.“

Eine überzärtliche Mutter, die zu egoistisch und zu ängstlich ist, um ihren Sohn allein zu einem Erholungsaufenthalt zu schicken, mahnt die Ebner durch den Mund des Doktors: „Geleiten Sie also den Sohn, und wenn das Geleiten auch ein Leiten sein soll, dann bitte ich, mit flottanen Zügeln. Luft geben, gnädigste Baronin. Bedenken Sie, daß ein Mann aus ihm werden soll und nicht ein Nönnchen<sup>2)</sup>.“

**Ummen und Kinderfrauen.** Im vornehmen Hause haben die Eltern vielfach „Wichtigeres“ zu tun, als sich mit der Erziehung ihrer Kinder zu beschäftigen. Sie liegt deshalb frühzeitig in den Händen des Personals.

Noch im hohen Alter erinnert sich Marie von Ebner-Eschenbach an ihre „Pepinka“: „Sei gesegnet noch in deinem Grabe . . . du brave Josefa Navratil, genannt Pepinka! Du hast dir ein unschätzbares Verdienst um uns erworben. Du hast uns zu einer Zeit, in der die weisesten Vorstellungen keinen Weg zu unserem Verständnis gefunden hätten, durch eine rechtzeitig angebrachte demonstratio directa bewiesen, daß der Schuld unerbittlich die Strafe folgt. Gewiß trifft das auch im Leben ein, aber oft so spät und in so verhüllter Weise, daß menschliche Augen den Zusammenhang nicht mehr entdecken. In unserer Kinderstube ging die Sache rasch und

---

1) Bd. III, S. 226.

2) Genrebilder, S. 10.

einfach vor sich. Wenn eine Tür heftig zugeworfen wurde, wenn es beim Spiel allzu lautes Geschrei oder arge Streitigkeiten gab, kam Pepi daher auf ihren großen weichen Schuhen und hielt Gericht. Ohne erst zu fragen, wer der Schuldigste sei, teilte sie — darin ein ganz getreues Bild des Schicksals — ihre Schläge aus. Wir nahmen sie ohne Widerspruch in Empfang und liebten unsere Pflegerin und Richterin <sup>1)</sup>.“

Anischa, die Amme, war die Märchenerzählerin der Kinderstube: „Wie verstand sie zu schildern, zu spannen, ihre Phantasiegebilde klar und lebendig hinzustellen, sie aufsteigen, vorüberschweben, entschwinden zu lassen“, heißt es in den „Kinderjahren“ <sup>2)</sup>.

Die Anhänglichkeit der Kinderfrau überdauert die Kinderzeit. Maria in „Anföhrbar“ bleibt für Lisette auch nach der Verheiratung „das Kind“ und Hermann, der Gatte Marias, ist in Lisettes Augen nichts als der mit „einem Privilegium versehene Räuber des Kindes“ <sup>3)</sup>.“

In „Die arme Kleine“ <sup>4)</sup> ist es Apollonia, die Milchschwester und Jugendgespielin Kosels, die dessen Kinder aufzieht und eine ebenso „tatkräftige“ Pädagogik übt, wie die Pepinka in den „Kinderjahren“. Diese Kinderfrauen schöpfen ihre Erziehungsweisheit nur aus dem eigenen guten und starken Herzen. Mit größter Selbstverständlichkeit erfüllen sie ihre Erziehungsarbeit, hinter der ihre urwüchsige, echte und ganze Persönlichkeit steht. Ihre Bemühungen tragen oft reichlichere und gesündere Früchte, als die Erziehungsversuche der hochgebildeten Hauslehrer und Gouvernanten.

**Hauslehrer.** Alle möglichen Typen von Hauslehrern und Hofmeistern begegnen uns in den Schriften der Ebner. Im Hause des Grafen Dubsky besorgt die elementarsten Obliegenheiten eines Hauslehrers zunächst Herr Volteneck <sup>5)</sup>, der Verwalter von Zdislawitz; er erteilt Marie von Ebner-Eschenbach und ihrer Schwester den ersten Unterricht im Lesen

1) „Kinderjahre“, S. 12 usw.

2) S. 50. u. 61

3) Ebd. S. 17.

4) S. 10 usw.

5) „Kinderjahre“, S. 25.

und Schreiben. Volteneck war ein reizloser, ältlicher Mann, über den in Gegenwart der Kinder viel gespöttelt wurde. Sie liebten ihn aber trotzdem, denn seine „herrliche“ Schrift verlieh ihm wenigstens gegenüber kleinen Kindern einige Überlegenheit.

Als Erzieher der Brüder der Ebner kommt viel später Monsieur Just, „ein 19jähriger, bildhübscher Franzose ins Haus“. Er spielt mehr die Rolle des Kameraden als die des Lehrers: „Vom ersten Tage an erschien Monsieur Just uns Kindern wie ein älterer Bruder. Der Respekt war da, aber die Liebe überwog“<sup>1)</sup>.

Der Religionslehrer der Kinder ist Pater Boreck, eine milde, sympathische, gewissenhafte Seelsorgergestalt<sup>2)</sup>.

Später, als die Brüder in den Erziehungsanstalten sind und nur in den Ferien zu Hause weilen, werden sie „von einem alten Herrn begleitet, einem emeritierten Erzieher und großen Kinderfreund. Er war von hoher, hagerer Gestalt und zu gebrechlich, um an unseren Spielen teilzunehmen...“. „Sie machen das gut, Sie machen das gut“, bekamen wir dann (z. B. beim Reitunterricht) oft von ihm zu hören und dabei bewegte er die langen Zeige- und Mittelfinger der längsten Hand, die ich je gesehen habe, vor unseren Gesichtern auf und ab: „Ja, wenn Sie alle Lektionen mit solchem Eifer nehmen würden, da hätten Ihre Lehrer bessere Zeiten“<sup>3)</sup>.

So sympathisch die einzelnen Lehrergestalten geschildert sind, einen Zug, der ihn leise verkleinert, hat jeder. Volteneck ist für die erwachsene Umgebung eine lächerliche Figur; Monsieur Just ist fast noch Knabe. Pater Boreck wagt nicht, sich auf das „schöne Kanapee“ zu setzen und ein anderer alter Lehrer hat seine, ein wenig lächerliche Art, Zeige- und Mittelfinger zu bewegen.

Von den Zeichenlehrern ist der eine ein biederer Oberösterreicher, der die Augen der Komtesse Frixi „mirakulös schön“ findet und darum von einem um ein Jahrzehnt älteren abgelöst wird, der, durchaus ungelehrt, sich in den Wunsch

1) Ebd. S. 92.

2) Ebd. S. 109.

3) „Kinderjahre“, S. 220.

verrennt, Entdeckungen auf wissenschaftlichem Gebiet zu machen, statt sein braves Malertalent auszuüben <sup>1)</sup>.

Die Klavier- und Zeichenlehrer haben wenig Einfluß auf die eigentliche Erziehung der Kinder, wenn nicht gerade einmal eine junge Komtesse sich in sie verliebt und dadurch ihre Entwicklung vom geraden Wege abgelenkt wird <sup>2)</sup>.

Bretfeld in „Wieder die Alte“ <sup>3)</sup> gibt seine Klavierstunden aus Gefälligkeit und Liebhaberei; als Erziehungsobjekte kümmern ihn seine Schüler nicht.

In „Bertram Vogelweid“ vergeudet Professor Meisenmann seine Kraft in seinem Juden- und Deutschenhaß, statt sie seinem Erzieherberuf zu widmen <sup>4)</sup>.

Schließen wir die Reihe der Hauslehrerfiguren mit dem edlen, aber armen Heideschmied, in „Die arme Kleine“, so kommen wir zu dem Resultat, daß Marie von Ebner-Eschenbach überall nach dem Leben zeichnete, daß es ihr aber nirgends darauf ankommt, den idealen Hauslehrer zu gestalten.

Die Gouvernanten. Im allgemeinen pflegt Marie von Ebner-Eschenbach Frauen mit größerer Liebe zu gestalten, während sie Männer schärfer beobachtet.

Wir gehen von den Kinderjahren aus und suchen dann die Gouvernantentypen der übrigen Werke auf.

Vielleicht kann man Mademoiselle Hélène Hallé das Ideal einer Gouvernante nennen: „Sie ist schön, sanft, liebenswürdig und versteht gut zu unterrichten. Sie macht den Kindern den Gehorsam zur Freude, das Lernen zum Genuß, das Leben leicht und heiter.“

Mademoiselle Henriette, ebenfalls schön, ist innerlich nichts wert. Sie huldigt für sich der Moral des Sichauslebens und läßt dafür ihre Zöglinge fasten, bis zur Erschöpfung im Winkel stehen und viele Seiten auswendig lernen, von denen sie nichts verstehen <sup>6)</sup>.

1) Ebd. S. 230.

2) Vgl. „Nach dem Tode“, der Zeichenlehrer Teflas.

3) Bd. III.

4) „Bertram Vogelweid“, Bd. VIII, S. 56.

5) S. 52.

6) Ebd. S. 62 u. 63.

Frau Krähler, die Klavierlehrerin ist eine sympathische Gestalt und durch Leid und Kummer geadelt. Doch fürchten die Kinder ihr Elfenbeinstäbchen, das unbarmherzig hart auf die falschspielenden Finger niedersauft<sup>1)</sup>. Da die Kinder jedoch die Not ihrer Familie und ihre stolze Armut kennen lernen, fühlt Marie so großes Mitleid mit Frau Krähler, daß die Klapse nicht mehr wehe tun<sup>2)</sup>.

Eine feine Erzieherpersönlichkeit ist Marie Kittel. Ihr Äußeres hatte zwar nichts besonders Einnehmendes, aber „ich wüßte keine gute und vortreffliche Eigenschaft zu nennen, die unser Fräulein Marie nicht besessen hätte“, schreibt die Ebner<sup>3)</sup>.

Geboren für ihren Beruf, war Marie Kittel eine Kinderfreundin ohne Gleichen und „begabt mit dem innigsten Verständnis für alle Vorgänge in der Kinderseele. Sie kannte keine Rücksicht auf ihr eigenes Interesse, ihr Behagen, ihre Gesundheit, wenn es sich um unser Wohl handelte. Wie viele Nächte hat sie an unseren Krankenbetten durchwacht, wie sorgsam uns betreut in der Rekonvaleszenz, wie flug und geschickt uns lernen gelehrt, mit welcher Hingebung an unseren Spielen teilgenommen!“

Eine liebenswürdige Persönlichkeit ist auch Claire Dubois in „Wieder die Alte“. Aber sie ist „eine schlechte Lehrerin“, wie sie von sich selbst sagt. Doch man liebt sie in den adeligen Häusern, denn „worauf die Vornehmen den meisten Wert legen, ist, daß man ihnen freudig diene oder zu dienen scheine“<sup>4)</sup>. „Die Kinder lernen nichts bei mir“, sagt sie weiter, „und das ist es, was ihre Mamas so freut, denn die meisten dieser Damen sind im geheimen überzeugt, — daß Lernen dumm macht“<sup>5)</sup>. Wie Claire Dubois ihre Lektionen nur erteilt, um Geld zu verdienen, nicht etwa aus angeborener Freude am Erziehen und Unterrichten, so auch die Frau Heideschmieds<sup>6)</sup>.

1) „Kinderjahre“, S. 85.

2) Ebd. S. 90.

3) Ebd. S. 149.

4) Bd. III, S. 183.

5) Ebd. S. 185/186.

6) „Die arme Kleine“, S. 122.

Claire mit ihrem reichen, tiefen Innern, ihrer edlen, liebenswürdigen Frauenhaftigkeit, ihrer treuen, vertrauenden Liebe ist unbeschadet ihrem Mangel an Lehrgeschick und pädagogischen Kenntnissen etwas in sich Echtes und Ganzes. Ihr polar entgegengesetzt ist Frau Heißenstein, die Gouvernante aus „Bozena“. Sie versteht zu drillen, weist aber selbst innerlich nur Hohlheit und Leere auf. Alles was Claire gibt, und sie vermag viel zu geben, strömt aus ihrem reichen Innern, ist ein Stück ihrer Seele. Nanette dagegen hat nichts zu schenken als angelernte Sprüche. Dazu kommt der Nimbus, der ihr der jahrelang gepflogene Umgang mit vornehmen Leuten verleiht. Dem „Bürger“ Heißenstein mußte beides freilich zunächst als die Offenbarung einer „schönen Seele“ oder wenigstens einer respektfordernden Persönlichkeit erscheinen. So begreifen wir, daß er Nanette zu seiner zweiten Frau erwählt. Doch bald erlebt er eine Enttäuschung. Nanette, „vom Teufel der Hofmeisterei besessen, hätte leichter auf das Atemholen als auf das Spenden guter Lehren verzichtet“. Sie will nicht nur ihr Stieftöchterchen, sondern auch ihren Gatten erziehen, indem sie sein Benehmen einer beständigen Kritik unterzieht, was dieser sich nicht lange gefallen läßt.

Wie lebensvoll steht neben Nanette die Gestalt der Magd Bozena, die, wenn auch mit angeborener Klugheit begabt, so doch gänzlich ungelehrt auf das Töchterchen Heißensteins einen ausschließlichen Einfluß ausübt: „Wenn sie ihre Riesenfaust gegen die Kleine ballte und sie mit einer Stimme anschrie, die aus der Brust eines Oggers zu kommen schien, dann lachte das verwegene Ding, aber es gehorchte<sup>1)</sup>.“ Von der Stiefmutter dagegen läßt sich Kötschen ebensowenig hofmeistern wie ihr Vater, so daß „Frau Nanette gestand, es sei doch etwas an der Behauptung gewisser Materialisten und Nihilisten, die sie bisher auf Tod und Leben bekämpft hatte, es gäbe Kinder, deren unbändigem Naturell gegenüber selbst die bewährtesten, von pädagogischen Autoritäten ersten Ranges als unübertrefflich anerkannten Erziehungsmethoden sich ohnmächtig erwiesen“<sup>2)</sup>. Die Dressur gelingt eben nur an

1) „Bozena“, S. 7.

2) Ebd. S. 16.

Naturen, die ebenso substanzarm, unplastisch und persönlichkeitslos sind wie die Nanettes. Und so hat sie Erfolg an ihrer leiblichen Tochter, die den bezeichnenden Namen Regula trägt: „Kein Kind war jemals so bestrebt, seinen Willen durchzusetzen, als Regula einen mütterlichen Befehl zu erfüllen, keines haschte jemals so gierig nach guten Bissen, wie sie nach guten Lehren, und die Resultate derselben blühten als ausgesucht feine Manieren, überraschend höfliche Redewendungen aus ihrem wohlgeschulten Benehmen hervor.

Im fünften Jahr trug sie schon einen Schnürleib und sagte mit echtem Pariser Akzent:

Oui Monsieur und Non, Madame <sup>1)</sup>.“

Marie von Ebner-Eschenbach hat den Charakter oder vielmehr die Charakterlosigkeit der Nanette, die in den Worten „Scheine achtenswert und du bist es“, gipfelt, in allen Situationen des Romans konsequent durchgeführt und protestiert so durch ein drastisches Beispiel gegen alle Scheinerziehung, die den Menschen nur äußerlich poliert, die Puppen oder Heuchler schafft, aber keine Persönlichkeiten. Wo man nur zu wählen hat zwischen einem ungelehrten, wissenschaftlich gänzlich ungebildeten Vollmenschen und einem mit allen denkbaren Kenntnissen behangenen Menschen“gerüst“, wählt sie den ersteren zum Erzieher; denn Leben kann sich nur an Leben entfalten.

Klostererziehung. Von der Methode der Privaterziehung durch Gouvernanten ist kein weiter Schritt zur Klostererziehung. Die Gouvernanten des damaligen Österreich sind vielfach in Klöstern vorgebildet oder sie wenden doch, falls nicht ihre persönliche Eigenart jede einseitige Gebundenheit sprengt, mit Vorliebe die Erziehungsmethoden der Nonnen an, sei es auf Grund verwandter seelischer Struktur, sei es in bewußter Nachahmung. Bei der Klostererziehung soll die Entwicklung des jungen Menschen nach einem feststehenden, unveränderlichen Leitbild geschehen. Man wartet die Entfaltung der Anlagen nicht ab, sondern man unterdrückt von vornherein diejenigen, die zur Realisierung des eindeutigen Ideals zwecklos sind und züchtet die entgegengesetzten, dem

<sup>1)</sup> Ebd. S. 30.

Leitbild gemäßen, so daß das Persönlichkeitsbild unter dem Einfluß dieser Erziehung in kurzer Zeit gänzlich verändert werden kann. Ein anschauliches Beispiel dieser Erziehungsweise malt der Roman „Das Gemeindefind“. Weil die Eltern schlecht, weil sie Verbrecher waren, muß Milada das bravste Kind im Kloster sein: „Damit der liebe Gott den Eltern verzeiht, damit ihre Seelen erlöst werden.“ Eine ganz außerhalb der Persönlichkeit liegender Zweck, der Gedanke der stellvertretenden Genugtuung ist also Motiv des guten Betragens.

Die Beaufsichtigung besorgen nicht nur die eigentlichen Erzieherinnen, selbst die Klosterdienerin ist dazu bestellt und sobald das Verhalten Miladas irgendwie nicht im Sinne der Klosterfrauen ausfällt, wird es sofort höheren Ortes gemeldet: „Seien Sie ruhig, Fräulein Maria (Milada), seien Sie nicht schlimm, Kind. Nur nicht wieder in den alten Fehler verfallen; sonst müßte ich's melden; Sie wissen recht gut, daß ich's melden müßt<sup>1)</sup>.“

Milada erklärt nachher ihrem Bruder: „... Ich bin still, nicht aus Troß und Hochmut wie du — aus Demut und Selbstüberwindung, damit die Engel im Himmel ihre Freude an mir haben.“

Wie widerlich wirkt die Verstellungskunst der Nonnen dem armen Pavel gegenüber, der sie aus der Tiefe seiner inneren und äußeren Not ansieht, und dessen Schwester so rührend für ihn bittet: „Er möchte so gerne hier bleiben,“ erwiderte das Kind bewegt und kleinlaut, ‚er möchte ein Knecht sein bei den Kühen und Pferden.‘

Die Ehrwürdige lächelte und ihr Gefolge, die großen und die kleinen Nonnen, die breiten und die schmalen, die freundlichen und die strengen, lächelten gleichfalls.

„Wie kommt er auf den Gedanken? Hat ihn jemand hergewiesen? Schwester Ökonomin, ist eine Stelle frei in der Wirtschaft?“

„Kleine“, antwortete die Angeredete.

Pavel bildete sich ein, zwischen den Frauen sei es hin- und hergeflogen wie ein Blick stillen Einverständnisses, als die

---

<sup>1)</sup> „Das Gemeindefind“, Bd. V, S. 87.

Oberin von neuem fragte: „Vielleicht denkst aber der Meier daran, einen der Knechte zu entlassen? Der Bursche kann früher davon gehört haben als wir; wäre das nicht möglich?“

„Nein, ich weiß ganz bestimmt, daß der Meier nicht daran denkt, einen Knecht zu entlassen.“

„So — so,“ versetzte die Oberin, „nun denn, mein Kind, da ist nichts zu tun, da waren diejenigen, die dich zu uns geschickt haben, falsch berichtet. Gehe denn heim, mein Kind, geh mit Gott, und du, kleine Maria, in die Klasse, in die Klasse 1)!“

Und nun schüttet Pavel sein ganzes Herz vor der Oberin und den Nonnen aus: „... Im Dorf kann ich nicht brav werden... hier will ich's sein. Behalten Sie mich hier. Im Dorf bin ich ein Dieb und muß ein Dieb sein...“

„Allein, ob seine Augen sich angst- und hoffnungsvoll auf die hohe Frau richteten, welcher er die Macht zuschrieb, sein trostloses Schicksal in ein glückliches zu verwandeln, immer begegneten sie dem Ausdruck sanfter Unerbittlichkeit. Und wie sie so vor sich hinblickte, unendlich fromm, unendlich teilnahmslos<sup>2)</sup>, so tat ihr ganzes Befolge, und der schwerbegreifliche Pavel begriff endlich, daß er umsonst gebeten hatte<sup>3)</sup>.“

Der arme Junge paßte den Nonnen nicht in ihren Rahmen und rein pädagogisches Interesse bringen sie der gefährdeten Seele nicht entgegen; wie schemenhaft steht ihre süßliche Liebenswürdigkeit neben dem Ausbruch echt christlichen Gefühls bei Milada: „Ich will mit ihm gehen, weil er arm ist, weil er ein Dieb ist... Sehen Sie, sehen Sie! er hat Lumpen, er hat nichts zu essen, ich will auch Lumpen haben, ich will auch nichts zu essen haben, ich will nicht eine Heilige sein und in den Himmel kommen, wenn er in die Hölle kommt.“

Welche erprobten Kunstmittel mag die „reine, glockenhelle Stimme angewendet haben, die ermahnte, zusprach, gleich-

1) Ebd. S. 95.

2) Von mir gesperrt.

3) Ebd. S. 97.

mäßig, eindringlich und immer leiser . . .“, um Milada äußerlich zu beruhigen und um ihr gesundes Fühlen zu ersticken.

Die Nonnen sehen ihr Erziehungsziel gefährdet und sie sind kalt und grausam genug, um für die Zukunft die Begegnung zwischen den Geschwistern zu verhindern. Ein wichtiges, klösterliches Erziehungsmittel ist das „Opfer“, der freiwillige Verzicht auf die Erfüllung eines edlen und berechtigten Wunsches. Milada schreibt an ihren Bruder: „Ich habe Dich lange nicht gesehen, aber das war nur Gehorsam und kein freiwilliges Opfer, das hat mein Erlöser mir nicht angerechnet. Jetzt hat die ehrwürdige Frau Oberin erlaubt, daß Du mich besuchst, und jetzt erst kann ich ein freiwilliges Opfer bringen. Ich tu's, Pavel, und bitte Dich, lieber Pavel, komm nicht zu mir, warte noch ein Jahr, warte ohne Murren, denn nur das Opfer, das wir freudig zu Füßen des Kreuzes niederlegen, ist Gott wohlgefällig und wird von ihm denen angerechnet, für welche wir es darbringen. Laß uns freudig entsagen, Du weißt, daß wir es für die Seelen unserer Eltern tun, die keine anderen Fürsprecher als uns bei ihrem ewigen Richter haben . . .“

Diese Erziehungsweise schafft keine plastischen Gestalten<sup>1)</sup>, in den meisten Fällen unechte Gestalten und im günstigen Falle Heilige. Aus Milada ist eine „Heilige“ geworden, die Regungen ihres eigenen Herzens sind ertötet, sie hat sich ganz in einen fremden Willen ergeben. Das zeigt sich bei einem letzten Wiedersehen der Geschwister. „Nach kurzer Unterredung schon mahnt die Oberin: . . . ‚Und nun, liebe Kinder, sagt euch Lebewohl.‘ Pavel seufzte tief auf. ‚Jetzt schon?‘ und zugleich und mit derselben Bestürzung sprangen aus Miladas Mund dieselben Worte. Aber nur ein kurzer Kampf, und dem unwillkürlichen Schrei des Herzens folgte der Ausdruck der Ergebung in fremden Willen und sprach: ‚Lebewohl, Pavel<sup>2)</sup>.‘“

Milada erreicht das höchste Ziel der Klostererziehung. Bei ihrem Tode ist sie losgelöst von allem Irdischen, so daß

---

1) Vgl. Jaspers „Psychologie der Weltanschauungen.“

2) „Das Gemeindefind“, S. 239.

sie nicht einmal mehr ihren Bruder zu sehen wünscht. Sie ist, wie Necker sagt, von den Nonnen zu Tode erzogen worden <sup>1)</sup>.

Dem Außenstehenden erscheint die geschilderte Erziehungsweise widernatürlich und grausam. Und doch fügen sich biegsame, jugendliche Charaktere in kurzer Zeit so in den Geist einer klösterlichen Anstalt ein, daß sie in Demut, Selbstverleugnung und blindem Gehorsam bald ihr Glück finden. Gräfin Beate in den „Bettelbriefen“ erzählt: „Sie wissen, daß ich, früh verwaist, im Kloster erzogen wurde. Zehn Jahre habe ich darin verlebt, ununterbrochen... es ging mir gut. Ich war im Kloster bei jung und alt eine beliebte Persönlichkeit; ich habe eine glückliche Jugend und nie einen andern Wunsch gehabt, als weiterzuleben, wie ich lebte, und einmal erwachsen, Klosterfrau zu werden... Ich habe nicht einmal gewußt, daß eine Frau einen Willen haben darf. Gehorsam wurde uns im Kloster gelehrt.“

Trotz aller Biegsamkeit war der Charakter der Gräfin Beate stark genug, die während der Pensionatszeit aufgenommenen fremden Elemente so zu assimilieren, daß sie ihn wohl bereicherten, aber nicht zerstörten.

Ähnlich steht es bei Claire Dubois, die auch im Kloster erzogen wurde. Ganz auf sich selbst gestellt, wird sie vom Leben gezwungen, die durch den blinden Gehorsam verlorene Selbständigkeit wieder zu kompensieren.

Die Dorfschullehrer. Der Herr Schullehrer in „Die Unverständene auf dem Dorfe“ ist eine durchaus sympathische Figur, und Marie von Ebner-Eschenbach führt ihn auf eine feine Weise in die Erzählung ein: „Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte sie (Marie, die Heldin der Erzählung), als der Kanzleirat mit bedeutender Gebärde auf das ihr unbekanntes Paar wies, und in einem Tone, der von Hochachtung ganz durchdrungen war, sprach: ‚Der Herr Schullehrer und seine Mutter.‘“ Anton Wellner zeigt von Jugend auf Anlage zum Lehrerberuf: „Eines stand ihr (seiner Mutter) fest, — sein Beruf war der des Lehrers und Erziehers. Von frühester Jugend an hatte er sich bei ihm geäußert. Er schnitt

---

<sup>1)</sup> Necker, S. 85.

Puppen aus Papier, das waren seine Schüler, stellte sie in eine umgekehrte Fußbank — das war der Schulsaal und hielt ihnen Vorträge, sprach ihnen zu Gemüt und belohnte oder bestrafte sie. Zu vierzehn Jahren hatte er schon Unterricht gegeben, die Kinder liebten und fürchteten ihn und liefen ihm zu, ohne daß er sich besonders um ihre Gunst bemühte.“ Er ist aber nicht einseitig veranlagt, sondern faßt einmal eine Leidenschaft für Musik, begeistert sich ein andermal für die Feuerwehr und gewinnt während seines Freiwilligenjahres dem Militärleben „ordentlich Geschmack ab“<sup>1)</sup>. Marie wird von Sehnsucht erfaßt, ebenso gebildet zu werden, wie der Schullehrer und seine Mutter. Wellner kommt ihrem Verlangen entgegen und unterrichtet sie: „Maries Neugier wuchs von einem Vortrage zum andern, sie konnte nicht müde werden, Herrn Anton zuzuhören“<sup>2)</sup>.

Wellner geht ganz auf in seinem Berufe. „Er hatte keinen Ehrgeiz oder den größten, den — keinen zu haben. Auf dem Dorfe wollte er seine Laufbahn beginnen und enden und sie für eine siegreich zurückgelegte halten, wenn er einst die Kinder der Kinder, die jetzt auf den Schulbänken saßen, um einen Schritt vorwärts gebracht sähe.“

„Vorwärts in der Einsicht, die zur Pflichttreue führt, zur Strenge gegen sich selbst und zur Verachtung der feigen, trägen Schläfrigkeit im Reden und im Tun.“ Wie für Marie von Ebner-Eschenbach selbst, ist auch für ihn der Glaube an die Menschen die Voraussetzung für seinen Erzieherwillen, seinen Arbeitsmut und seine Arbeitsfreude: „Es gibt eine Entwicklung des Menschen, einen Fortschritt im Guten, und seine gefährlichsten Feinde sind die, die ihn leugnen. Der Glaube an das Gute ist es, der das Gute lebendig macht und in dem Zeichen dieses Glaubens werde ich kämpfen“<sup>3)</sup>.

Anton Wellner steht vor uns als ein durchaus würdiger, vorbildlicher Lehrer und Erzieher und wir verstehen, daß, wenn er so sprach, Marie „das Priesterliche seines Wesens

1) „Die Unverständene auf dem Dorf“, S. 257 usw.

2) „Die Unverständene auf dem Dorf“, S. 257 usw.

3) Ebd. S. 282

verehrungszwingend entgegentrat“. Bei seiner Verlobung bringt Anton einen Toast auf die Schuljugend aus: „Ich bring's der Jugend, meinen Schulkindern, denen ich mein Leben widmen will, im Verein mit meiner geliebten Frau<sup>1)</sup>.“

Während uns Anton Wellner als durchaus gesunder, in nüchternem Zustand ruhiger, in sich gesammelter Mensch entgegentritt, „mit schönen, dichten Augenbrauen und dunkelroten Lippen, glattrasiertem, rundem, farblosem Gesicht“<sup>2)</sup>, ist der Lehrer Habrecht des Gemeindefindes ein „kränklicher, nervöser Mann“, mit gespaltenem Wesen. Der Glaube an die Menschen fehlt ihm. Seine an sich richtige Ansicht, daß eine vor versammelten Schülern vorgenommene Bestrafung eines Einzelnen den übrigen nur schade, bringt er in den „für einen Pädagogen viel zu derben“ Worten zum Ausdruck: „Dieses Vieh wird durch den Unblick ein noch ärgeres Vieh.“ Sein Charakter ist viel zu uneinheitlich, als daß er unmittelbar erzieherisch wirken könnte. Er greift deshalb zu allen möglichen und unmöglichen Erziehungsmitteln. Durch eine „unheimliche Prophezeiung“ sucht er z. B. seine Schüler von der Schadenfreude zu heilen: „Jeder, der dasitzt und vor Schadenfreude aus der Haut fahren möchte, wird bald vor Schmerz aus der Haut fahren mögen. Jeder, der herglockt und zuschaut, wie ich meine Schläge austeile, wird sie mitspüren... mitspüren<sup>3)</sup>!“ Nicht Liebe, nicht Vertrauen, nicht Ehrfurcht erweckt er mit solchen Maßnahmen in den Kindern, sondern nur Furcht, feige Furcht: „Nur von der Seite streiften zage Blicke den gefürchteten Mann, dessen Erscheinung in ihrer Länge und Magerkeit etwas Gespenstiges hatte.“ Wenn der verwahrloste Pavel Vertrauen zu diesem Lehrer gewinnt, wenn der Lehrer umgekehrt Pavel nach und nach seine ganze Liebe und Sorge schenkt, so ist dieses sich entwickelnde Freundschaftsverhältnis nicht pädagogisch fundiert, sondern es ent-

---

<sup>1)</sup> Die Szene, in der der angetrunkene Wellner seine Selbstbeherrschung verliert, ist sicher nur aus künstlerischen Absichten eingesetzt. Die Verkleinerung der Lehrergestalt läuft unabsichtlich nebenher, aber immerhin, sie ist da.

<sup>2)</sup> „Die Unverständene auf dem Dorf“, S. 250.

<sup>3)</sup> Bd. S. 25.

springt einem unmittelbaren Zusammengehörigkeitsgefühl zweier Unterdrückter, Ausgestoßener. Pavel ist als Sohn verbrecherischer Eltern geächtet, Habrecht ist im Dorf als Herenmeister verschrien. Die Lebensgeschichte Habrechts erzählt uns Marie von Ebner-Eschenbach ebenso ausführlich, wie die Anton Wellners. Nach entbehrungsreicher Jugend und eiteln, ehrgeizigen Plänen folgt das Geschehnis, das dem Charakter ein für allemal die Möglichkeit freier Entfaltung abschneidet. Er ist zu wenig spontan, um eine gänzliche Umwälzung äußerer Verhältnisse, um die verleumderische Feindseligkeit der Umgebung unbeschadet zu überwinden. Nach einer schweren Fieberkrankheit, nach der Habrecht scheinot in den Sarg gelegt und in die Leichenkammer getragen wurde, erwachte er zu dem Leben, zu dem er nicht stark genug war. „Daß einer, der drei Tage tot war, wieder lebendig wird, das ist, man mag es nehmen, wie man will, eine unheimliche Sache. Wo hat sich seine Seele aufgehalten während dieser drei Tage? Aus welchem grauenhaften Bereich kommt sie zurück? fragten sie (die Dorfbewohner). Die seltsamsten Gerüchte begannen sich zu verbreiten, das Märchen vom Aufenthalt des Schulmeisters in der Vorkölle entstand und er ließ es gelten. Er war ein armer, zugrunde gerichteter Mensch, der gefürchtet hatte, sich kaum bei den Schulkindern in Respekt setzen zu können, und dem es schmeichelte, als er nun bemerkte, daß er sogar den Erwachsenen Scheu einflößte, und daß nicht leicht jemand zu widersprechen und zu handeln wagte. Seinen edlen Ehrgeiz zu befriedigen, war ihm die Möglichkeit genommen, ein falscher Ehrgeiz bemächtigte sich seiner und er griff zu dessen Sättigung nach unlauteren Mitteln. Er nährte den Wahn, den zu bekämpfen seine Pflicht gewesen wäre, er, ein Lehrer, ein Verbreiter der Wahrheit auf Erden, ein Streiter wider den Irrtum, er unterstützte die Lüge, die Dummheit — den Feind. Er war ein stiller Verräter an der eigenen Sache, er hielt das Vorurteil aufrecht, weil seine Eitelkeit dabei ihre Rechnung fand... Sein eigenes Gewissen warf ihm das Unrecht vor... er beschloß, es nicht mehr zu begeben. Er faßte den Vorsatz und dachte, ihn leicht auszuführen. Indessen — siehe da! Was mußte er erkennen? Der

Wahn, den er früher unterstützt hatte und nun austilgen wollte, war nicht mehr auszutilgen.“ Es ist das Unglück seines Lebens, daß „die Falschheit sich hineingefressen hat und ihn gegen seinen Willen regiert“.

Ist die Persönlichkeit Lehrer Habrechts einerseits gekennzeichnet durch ihre Unruhe, ihre Lebensfurcht und -flucht und ihre Unfähigkeit zur Selbstbehauptung, so ist ihr andererseits eine seltsame Weisheit eigen. Diese offenbart sich in allerlei durchaus wertvollen Lehren und Ermahnungen: „Gib acht, wir leben in einer vorzugsweise lehrreichen Zeit<sup>1)</sup>. Seid selbstlos, wenn auch aus keinem edleren, so doch aus Selbsterhaltungstrieb... In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu bekümmern, daß der Teller seines Nachbarn leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbarn den Appetit verderben, dem Braven aus Rechtsgefühl, dem Feigen aus Angst... Darum Sorge dafür, wenn du deinen Teller füllst, daß es in deiner Nachbarschaft so wenig leere als möglich gibt. Begreifst du auch, daß du niemals eines Menschen Feind sein sollst, auch dann nicht, wenn er der deine ist... Verlerne das Lesen nicht. Ich habe aus meinem Vorrat an Schulbüchern... sechs Stück für dich (Pavel) beiseite gebracht... schlichte Büchlein, von unberühmten Männern zusammengestellt; wenn du aber alles weißt, was in ihnen steht, und alles tust, was sie dir anraten, dann weißt du viel und wirst gut fahren... Was das Allerschwierigste im Leben betrifft, die süßeste und die grausamste, die mächtigste und die fürchterlichste aller Leidenschaften — ich vermag sie gar nicht zu nennen — so meine ich, du wärest abgeschreckt und könntest es bleiben... Du hast es mit ihr so schlecht getroffen, wie dein aufrichtigster Freund, für den ich mich halte, es dir nicht besser hätte wünschen können. Nicht jeder braucht einen Hausstand zu gründen; das ist der größte Wahn, daß man einige Kinder haben müsse — es gibt Kinder genug auf der Welt... und je besser ein Vater ist, desto weniger hat er von seinen Kindern — wer fühlt edel und selbstlos genug,

<sup>1)</sup> „Das Gemeindefind“, S. 251 usw.

um sich zutrauen zu dürfen, er werde ein guter Vater sein? Und dein Ruf, lieber Mensch, achte auf deinen Ruf, du weißt schon, die gewisse Tafel, die blank sein muß<sup>1)</sup>.“

Diese Grundsätze sind größtenteils von dem Bestreben diktiert, Konflikten mit den Nebenmenschen auszuweichen<sup>2)</sup>.

Marie von Ebner-Eschenbach vollzieht wohl ohne bewußte pädagogische Tendenz eine deutliche Ablehnung der Persönlichkeit vom Typus Habrecht als Lehrer und Erzieher, indem sie ihn aus seinem Berufe fortstreben läßt. Er ist nicht geschaffen, um zu führen und zu leiten, sondern um geleitet zu werden: „Ich bin kein Lehrer mehr<sup>3)</sup>. . . das ist alles vorbei; ich bin ein Jünger geworden<sup>4)</sup>.“

Noch schärfer freilich lehnt Marie von Ebner-Eschenbach Habrechts Nachfolger Madef als Lehrer und Erzieher ab. Er ist ohne „Vorurteile“, „tat sich etwas darauf zugute, fast so arm zu sein, wie Hiob und ganz so stolz wie Diogenes, bezog die Schule an der Spitze eines Koffers, eines Feldbetts, eines Tisches, eines Sessels“ und ist voll Gedanken an „schöne Weiber“<sup>5)</sup>.

Rücksichtslos beleuchtet Marie von Ebner-Eschenbach die traurigen Schulverhältnisse mancher Dörfer und die Zustände hinsichtlich der Lehrerwahl auch in „Nach dem Tode“. Sie erzählt<sup>6)</sup>: „Sie waren jetzt in die Nähe der Schule gekommen. Vor der Türe stand ein junger Mensch, schäbig, aber stutzerhaft gekleidet, und schäkerte mit einer frech aussehenden Dirne.

„Das ist der neue Schullehrer“, sagte Balthasar in nachlässigem Tone.

„Der? der junge Bursch? Der kann ja selbst die Schule nicht absolviert haben.“

„Hat's auch nit.“

„Wieso? Ist er relegiert worden?“

---

1) „Das Gemeindefind“, S. 253.

2) Vgl. die Anmerkung Meckers über diese Abschiedsworte Habrechts. S. 54.

3) „Gemeindefind“, S. 243.

4) Von mir gesperrt.

5) S. 182 u. 184.

6) Bd. III, S. 379.

„Es heißt, daß er, wissens, drinnen aus der Stadt, aus dem Schulzimmer oder wo? Maschinen mitgenommen hat, um dran zu studieren. Aber — vergessen muß er's haben, daß sie ihm nicht gehören, — denn sonst —“ sprach Balthasar mit einer pfiffigen Harmlosigkeit ... „denn sonst hätt' er sie ja nit verkaufen können.“

„Das wißt ihr?“ rief Paul, „und den macht ihr zum Schullehrer? Den duldet ihr?“

„Wir haben ihn nicht grad ausgesucht, aber er hat halt Protektion und wenn er einmal dasitz, bringt ihn selbst unser lieber Herrgott nit weg...“

„Eure Schuld, wenn er dasitz... Jetzt habt ihr ihn, könnt eure Kinder zu ihm in die Schule schicken!“

„Ich schick die meinen nit.“

„Ihr schickt sie nicht? Existiert vielleicht kein Schulzwang in Sonnberg?“

„Ich zahl halt Straf“, antwortete der Bauer mit ruhigem Lächeln. „Ich kann's ja tun.“

Bedurfte es nach dieser Unterhaltung, die Marie von Ebner-Eschenbach den Grundherrn von Sonnberg mit dem stolzen Bauern Balthasar führen läßt, noch eigens einer Auforderung zur Reformierung des österreichischen Dorfschulwesens?

Notwendige Eigenschaften des Lehrers.

Welche Eigenschaften hält die Ebner für unentbehrlich für den Lehrer?

Der Lehrerberuf besteht für sie nicht einseitig in dem Vermitteln von Kenntnissen, sondern sie legt den Hauptwert auf die Erziehungstätigkeit. „Der Lehrer, zu seinem Amte innerlichst berufen, betrachtete die Kinder nicht nur als Schüler, sondern auch als Zöglinge“, sagt sie lobend von einem Dorfschullehrer.

Der Lehrererzieher muß sich frei fühlen von größerer Schuld, daß ihm sich selbst und anderen gegenüber die unbesangene Sicherheit nicht fehle. Wie verderblich Unsicherheit wirkt, sahen wir an Habrecht. Für die Ebner würde es einen Widerspruch bedeuten, wenn sich ein mit schwerer Schuld beladener Mensch als Erzieher aufspielte. Von Maria

Dornach in „Anführer“ sagt sie<sup>1)</sup>: „Sie konnte schenken; — raten, belehren, bessernd einwirken, konnte sie, die Bemerkte nicht. Um die Menschen zu ihrem wahren Heile zu führen, bedarf es einer reinen Hand.“ Doch ein edles Herz und eine reine Hand allein tun es nicht. Die Erfahrung muß hinzukommen, die mit dem Gegebenen rechnet und nicht Zielen nachstrebt, die in den Wolken hängen. Sonst könnte es dem Erzieher gehen, wie dem jungen Fürsten in der Parabel<sup>2)</sup>, der es als seine Lebensaufgabe betrachtet, die Menschen zu bessern, aber zu wenig an ihre Schwächen und Fehler denkt.

Auf die Berufsausbildung des Erziehers scheint Marie von Ebner-Eschenbach wenig Wert zu legen. Die Persönlichkeit ist ihr eben alles. Deshalb ist auch eine ihrer idealsten Erzieherfiguren kein Lehrer, sondern ein — Rittmeister. Auch er ist wie Anton Wellner „Erzieher“ von Jugend auf. „An dem Hunde und Papagei seiner Mutter, an den Tauben und Spazern, die er mit Weißbrotkrumen auf den Fenster Sims lockte, an allem hat er — und mit Glück — erzogen. Im Sommer, wenn die Familie in ihrer Villa... Aufenthalt nahm, kamen die Kinder dran. Da war er immer von einem Trupp umgeben, den er kommandierte und der ihm gehorchte<sup>3)</sup>.“ „Dem Vater wollte das Befehlshaberische im Wesen seines Sohnes nicht gefallen: ‚Aus dir wird einmal ein Schulmeister‘, sprach er zu ihm.

„Nicht ein Schulmeister, ein General“, antwortete Dietrich... Was ihnen (seinen Eltern) anfangs ganz unauffindbar schien, war der Zusammenhang zwischen seiner Lust am Erziehen und seiner Liebe zum Militärstande. Er wies ihnen aber nach, daß kein anderer soviel Macht verleiht, auf den armen und ungebildeten Nächsten fördernden Einfluß zu nehmen.“

Der Zusammenhang zwischen Erzieher- und Militärberuf mag auch manchen Pädagogen unauffindbar scheinen, und besonders muß es bei Marie von Ebner-Eschenbach, die

1) Bd. VI, S. 257.

2) Bd. I, S. 125.

3) Bd. VII, S. 4 usw.

doch jedem Drill abgeneigt ist, erstaunlich erscheinen, daß sie die Parallele so unbedenklich zieht. Vielleicht rührt es daher, daß das österreichische Militärwesen, das sie ja durch und durch kannte, ein ziemlich ungezwungenes Leben ermöglichte, bei dem der Mensch innerlich reich und harmonisch bleiben konnte.

Rittmeister Brandt zeigte denn auch Eigenschaften, die einen Offizier ebenso auszeichnen, wie sie einen Lehrer auszeichnen würden: „Anerschöpfliche Geduld neben eiserner Strenge.“ „Hätten wir viele Offiziere wie Sie, würde unsere Armee zur grandiosen Volkserziehungsanstalt der Welt, hat ein hoher Herr zu Dietrich gesagt<sup>1)</sup>.“ Weiter heißt es von ihm: „Er hatte nur seinen Beruf. Nein, man darf nicht sagen ‚nur‘, wenn von seinem Beruf die Rede ist, von einem vollen, ganzen. Der Beruf ist alles, ist mehr als Eltern und Kinder, als die Geliebte, als der Freund<sup>2)</sup>.“

Der Lehrer muß eine gewisse natürliche Gabe haben, Kinder an sich zu fesseln. Rittmeister Brandt hatte sich zuerst an die Kinder der Armen gewendet und ihr Vertrauen und bis zu einem gewissen Grade das ihrer Eltern errungen. Dann schritt er an verfeinerte Gesellschaftskreise heran, machte auch da sein Glück und war bald wieder in seinem Elemente, konnte wieder erziehen. Er übte auch Gastfreundschaft. An jedem Samstag nachmittag wimmelte es von Jugend in seiner Wohnung; die verschiedensten Stände waren da durch auserlesene Exemplare vertreten<sup>3)</sup>. Dieses Zusammenbringen von Kindern aus verschiedenen Ständen zu ungezwungenem Verkehr ist ein Ideal der sozialen Einstellung der Ebner. Im Stadtpark schenkte Brandt „auch fremden Kindern seine Aufmerksamkeit, sah ihren Spielen zu, ermunterte die Schüchternen, ging den Ungeschickten zur Hand, beschützte die Unterdrückten und hatte eine beneidenswerte Art, die Übermütigen und Tyrannischen zurechtzuweisen. Durch eine kurze Bemerkung, einen Blick, verstand er zu händigen, ohne zu empören und zu verbittern<sup>4)</sup>.“ Besonders feinen pädagogischen Takt

1) Bd. VII, S. 6.

2) S. 7.

3) Bd. VII, S. 41 u. 42.

4) Ebd.

braucht Rittmeister Brandt dem schwer erziehbaren Georg gegenüber: „Dietrich warb um seine Zuneigung mit großer Kunst, mit stets bewährter Geduld und durfte sich's nie merken lassen, daß er warb. Er mußte ihn selbst herankommen lassen, den scheuen, kleinen Menschen, der so viel Liebe brauchte und sich immer wieder in plötzlichen Umwandlungen des Mißtrauens von dem abwandte, der ihm die reichste entgegenrug<sup>1)</sup>.“ Nachdem seine Scheu gewichen ist, kommen denn auch Georgs „liebenswürdige Eigenschaften, die ihn befeelten“ und seine Begabung zutage<sup>2)</sup>.

Einen großen Vorzug als Erzieher besitzt Brandt durch seine Erzählergabe. Ganz besonders wohltuend wirkt sie am Krankenbette seines Zöglings: „Kein brutales Vorbringen all dessen, was einem eingefallen ist, nein, ein Erfinden während des Erzählens und dabei ein fortwährendes Beobachten des Eindrucks, den dieses hygienische Fabulieren hervorbringt. Der Eindruck, den es macht, ist seine Muse, sein Stachel und sein Zügel: Er lehrt: Jetzt darfst du steigern, spannen, und jetzt mußt du nachlassen, wohltuend und sanft und jeden Mißton auflösen und verklingen lassen, in Frieden und Harmonie.“ So vermag nur die Erzählerin selbst die Kunst des Erzählens zu zeichnen.

Einige Aphorismen umschreiben noch näher die ideale Erzieherpersönlichkeit: „Der niemals Ehrfurcht empfunden hat, wird niemals Ehrfurcht erwecken“, und „Die wahre Ehrfurcht geht niemals aus Furcht hervor“. Weiter sind für den Erzieher geschrieben die Sätze: „Liebe alle Menschen, der Leidende aber sei dein Kind“. „Die Menschen, die wir am meisten verwöhnen, sind nicht immer die, die wir am meisten lieben.“ „Der Platz des Unparteiischen ist auf Erden zwischen den Stühlen, im Himmel aber wird er zur Rechten Gottes sitzen“. „Der herbste Tadel läßt sich ertragen, wenn man fühlt, daß derjenige, der tadelt, lieber loben würde“. „Theorie und Praxis sind eins wie Seele und Leib, und wie Seele und Leib liegen sie größenteils miteinander im Streit“.

---

1) Bd. VII, S. 120.

2) S. 138.

Erziehungsmittel. Da Marie von Ebner-Eschenbach so ausdrücklichen Wert auf die Persönlichkeit des Erziehers legt, ist die Macht des Beispiels für sie ein wichtiger Erziehungsfaktor. Neben das Beispiel, das durch die Lebenshaltung, das ganze Wesen des Erziehers fortwährend gegeben ist, stellt sie die Erzählung mit pädagogischer Tendenz. Deren Wirksamkeit hat sie in ihrer eigenen Erziehungstätigkeit an Nichten und Neffen ausprobiert. Das Märchen „Hirzepinschen“<sup>1)</sup> ist eine „humoristische Strafpredigt“ für den kleinen Grafen Franz Dubsky. Er erzählt später darüber: „Bald wurde ich denn auch zu ihr gerufen, mußte mich niedersetzen und zuhören und sie las. Anfangs nahm ich eine möglichst gleichgültige und geringschätzige Miene an, denn es interessierte mich gar nicht, was ich da zu hören bekam. Es war das ‚Hirzepinschen‘, Geschichte eines kleinen Jungen, der sehr feck und selbstbewußt war und die Liebe seiner Umgebung als etwas Selbstverständliches hinnahm, sie schlecht vergalt und in seinem Übermut sogar eine leibhaftige Fee als gemeine Person bezeichnete. Da bemerkte ich auf einmal: das war ja ich, ich selbst, und so lebendig gezeichnet, daß ich mich vor mir sah wie in einem Spiegel. Und nun lauschte ich, lauschte gespannt und immer gespannter und als das Hirzepinschen verzaubert war und die Fee die Liebe zu ihm aus allen Herzen getilgt hatte, da verstand ich auf einmal, daß „es wirklich nur die Liebe der andern gewesen war, die meinem Leben Gehalt verliehen hatte. Da schmolz etwas in meinem Innern. Und als das Hirzepinschen das Gut, das es verschert hatte, durch Arbeit zurückgewinnen mußte, und es wirklich wieder zurückgewann, beschloß ich, mich den Weg führen zu lassen, den Tante Marie mich da wies. Ich hatte zum erstenmal eine Kraft und eine Überlegenheit verspürt, der ich mich unterwarf, ohne mir Rechenschaft zu geben, weshalb es geschah“<sup>2)</sup>.

Der Arbeit, besonders der körperlichen Arbeit, der Handarbeit, schreibt Marie von Ebner-Eschenbach großen erziehe-

1) Deutsche Verlagsanstalt.

2) Anton Bettelheim: Marie v. Ebner-Eschenbach, Wirken u. Vermächtnis. S. 326 u. 327.

rischen Wert zu. Viele der Idealmenschen der Ebner=Eschenbachschen Werke sind durch die Arbeit gebildet. Beispiele dafür sind die Wäschemeisterin Marie in „Die Unverstandene auf dem Dorf“, Lotti, die Uhrmacherin samt ihrem Vater und dessen Pflegesohn Gottfried, und Božena. Besonders deutlich läßt sich die heilkräftige Wirkung der Arbeit an Pavel, dem „Gemeindekind“, verfolgen. Im Zuchthaus arbeitet er am Modell eines Hauses, das sein Wohnhaus werden soll. Später, da er Beschäftigung als Holzhauer findet: „... war es, so oft er die Hacke hob und niedersausen ließ, als ob er seine ganze Kraft sammeln und in einem Hiebe ausgeben wollte<sup>1)</sup>.“

Schließlich gelingt es dem unermüdetlich Arbeitenden, sich ein eigenes Wohnhaus zu erbauen: „Alles gedieh, dank seinem unermüdetlichen, eigensinnigen, seinem eisernen Fleiße<sup>2)</sup>.“

Das „Original“ ist durch nichts in der Welt aus seiner seelischen Gleichgültigkeit aufzuwecken, nur „für alles Mechanische“ zeigt es eine auffallende Liebhaberei, nur die Werkarbeit an maschinellen Gegenständen vermag in seiner Seele Interesse zu erwecken<sup>3)</sup>.

Über Tadel und Strafe als Erziehungsmittel hat sich Marie von Ebner=Eschenbach an vielen Stellen ausgesprochen. Durch Tadel nicht zu verletzen, sondern zu bessern ist eine Kunst, denn

„Magst den Tadel noch so fein,  
Noch so zart bereiten,  
Weckt er Widerstreiten.“

Die Wäschemeisterin Marie mußte die richtige Ausübung dieser Kunst erst lernen, erst dann hat sie Erfolg: „Die Mägde mußten bald zugeben, daß sie weniger herb als früher war. Allerdings blieb ihr Scharfblick für jegliches Versehen, das in ihrem Bereich begangen wurde, ihr treu; allerdings blieb nach wie vor keines ungerügt. Doch verletzte ihre Rüge nicht mehr, und die Getadelten kamen auf dem Wege der Besserung rascher vorwärts, weil sie ihn jetzt freudiger betreten<sup>4)</sup>.“

1) „Gemeindekind“, S. 198.

2) „Gemeindekind“, S. 229.

3) „Das Original“, S. 72.

4) Bd. II, S. 243.

Selbst ein Erwachsener läßt sich tadeln, läßt sich willig einen Verweis erteilen, wenn er fühlt, daß es in wahrer Liebe geschieht. Der „verwunschene“, unnahbare Bornholm in „Die arme Kleine“ nimmt die gütige Rüge Luifens „ohne Widerstreiten hin“: „Ihre Blicke ruhten ineinander und die Härte und der Troß des feinen milderten sich unter dem Einfluß der unendlichen Güte, die ihm aus den ihren entgegenleuchtete <sup>1)</sup>.“

Wieviel mehr noch werden sich Kinder von verstehend mildem Tadel leiten lassen. Fortwährendes Tadeln ohne liebendes Verstehen aber vermag alles frohe Blühen in einem jungen Herzen zu ersticken. Von Röschen Heißenstein schreibt Marie von Ebner-Eschenbach: „Rosa, die bisher lachend getroßt und die indirekten Ermahnungen der Stiefmutter, die heftigen Rügen des Vaters mit einem Scherzwort erwidert hatte, begann nachdenklich zu werden. Ihre Heiterkeit verschwand, ihr froher Gesang erscholl nicht mehr in den Gängen des düstern Hauses, man sah die liebliche Gestalt des Fräulein Augentrost, wie der Kommiss sie nannte, nicht mehr treppauf=treppab hüpfen zur Wette mit Hündchen und Käßlein <sup>2)</sup>.“ Das lieblose Nörgeln der Stiefmutter hatte Röschens Frohsinn ausgelöscht.

Muß einerseits aus der Rüge das liebende Verstehen erfüllt werden, so darf der Erzieher andererseits beim Tadeln nicht gar zu zimperlich und ängstlich sein. In diesen Fehler verfällt Tante Maud in „Das Schädliche“, wenn sie rät <sup>3)</sup>: „Keine Ermahnung, keine Strafe; Lore soll nicht wissen, wie schlecht das ist, was sie tut. Wir dürfen den bei ihr so mächtigen Widerspruchsgeist nicht wecken.“ Der fortwährenden Überwachung durch Bekannte wäre wohl auch ein anderes Kind als die unverbesserliche Lore überdrüssig geworden und das ewige, kraftlose: „Tu das, es ist schön, tu das nicht, es ist nicht schön“, müßte jedes Kind langweilen.

Hinsichtlich des Strafens gibt Marie von Ebner-Eschenbach ebenfalls kluge Winke. Vor allem verlangt sie, daß, wer

<sup>1)</sup> „Die arme Kleine“, S. 312.

<sup>2)</sup> „Bozena“, S. 33.

<sup>3)</sup> Bd. VIII, S. 210.

auf die Strafe erkennt, auch selbst straft; diese unbequeme Aufgabe also nicht von sich auf einen andern abschiebt. Die Baronin in „Die Sünderin“ handelt in diesem Sinne richtig: „Daß sie strafen werde, das war gewiß, dabei mußte es bleiben; aber selbst strafen wollte sie; nicht strafen lassen durch andere, die vielleicht grausam wären<sup>1)</sup>.“ Wir dürfen wohl die Worte des Pfarrers Thalberg in „Glaubenslos“: „Ich bin kein Freund von scharfen Maßregeln“ als Ausdruck der Ebner-Eschenbachschen Gesinnung ansehen. Eine weitere Illustration dazu finden wir in einem Gespräch Jakob Szelas mit seinem Grafen:

„... Gnädiger Herr... ich habe gehört, daß du den Grafen Josef als Gemeinen hast arretieren lassen.“

„Jawohl. Er braucht eine strenge Zucht.“

„Wenn sie nur nützt.“

„Eine strenge Zucht nützt immer.“

„Weiß nicht<sup>2)</sup>.“ ...

Im Zorn zu strafen, wie der Graf Jakob Szela bestraft, entwürdigt den Menschen, bezw. den Erzieher. Man beachte die lebendige Schilderung: „Dem Grafen quollen die Augen aus dem Gesicht, seine Lippen waren weiß, er ballte die Hand um einen Reitstock, den er vom Wandgestell gerissen hatte und ein Hagel von Schlägen fiel auf den Kopf und die Schultern des Bauers.“

Plötzlich war's, als ob den Grafen Scham ergriffe über das Büttelknechtsamt, das er ausübte. Statt ihn zu besänftigen jedoch, reizte ihn der Gedanke nur zu größerer Wut gegen den, der ihn dahin gebracht hatte, sich so zu entwürdigen<sup>3)</sup>. Daß Marie von Ebner-Eschenbach die öffentliche Züchtigung eines Schuljungen vor versammelter Klasse nicht billigt, sahen wir oben (s. S. 68).

Abstumpfender Tadel, häufige Prügelei und zu strenge Zucht sind also schädliche Faktoren im Erziehungswerk, das den harmonischen Menschen gestalten soll.

1) „Stille Welt“, S. 103.

2) Bd. II, S. 150.

3) Ebd. S. 120/121.

Die Verhütungsmethode wird von der jungen Gräfin in „Die Resl“ als Glück und Gnade bezeichnet. Sie sagt von Resl: „Die Zucht hat ihr gefehlt, die Führung. Sie ist ganz allein dagestanden, Aug in Aug mit der Versuchung... Arme Resl! Von solcher Gefahr wissen wir freilich nichts; uns wird die Wahl zwischen Recht und Unrecht erspart — die Beschützer laufen uns ja nach auf Schritt und Tritt. Gar oft verdrießt einen die beständige Überwachung und ist am Ende doch Glück und Gnade. Ach, wie wohl tut das reine Gewissen, das wir uns — nein, das man uns bewahrt 1)!“ ...

In „Ob spät, ob früh“ bedient sich Baronin Käthe bei der Erziehung ihres einzigen Sohnes dieser Methode: „Die Triumphe ihres Einzigen waren zugleich die Triumphe ihres Erziehungssystems, das im fernhalten aller schädlichen Einflüsse von ihrem Kinde gipfelte. Sie erlaubte ihm weder den Besuch der Schule, noch den Umgang mit minder gut behüteten jungen Leuten 2).“

Wie sich Marie von Ebner-Eschenbach selbst zu dieser Methode stellt, ist nirgends deutlich ausgesprochen. Wenn sie wirklich sozial denkt, kann sie sie nicht billigen, denn zu ihrer Durchführung wäre für jede Familie mindestens ein Erzieher nötig; für die Volkserziehung macht sie sich dadurch vollkommen unmöglich.

**Erziehungsfehler. Verwöhnung.** In der „Erstgeborene“ wird das Knäblein Afos von drei alten Jungfern erzogen. Der Dorfpfarrer findet es nötig, ihr Erziehungswerk bisweilen zu korrigieren: „Er bemühte sich, dem Einfluß der verwöhnenden Liebe der drei Anbeterinnen entgegenzuwirken. Der Prediger sagte ihnen sehr ernsthaft, daß ein Kind durch Zärtlichkeiten belästigt und durch die fortwährende Bezeichnung mit Kosenamen lächerlich gemacht wird. Um etwas Gleichgewicht herbeizuführen, sprach er von ihm nie anders als von dem Jungen und rief ihn rauh mit ‚Afos‘ an. Er stellte ihn zwischen seine Beine wie zwischen zwei Schragen und teilte ihm mit, daß er weder ein Schatz noch

1) Bd. II, S. 365.

2) Genre-Bilder, S. 14.

ein Seelchen noch ein Engel sei, sondern vorläufig noch ganz einfach der Niemand. Und Alkos lachte und wiederholte: ‚Der Niemand‘. Ihm gefiel die männliche Art des Alten, er warb um die Gunst dessen, dem an seiner Gunst nichts zu liegen schien, der ihn nie küßte, ihm nie schmeichelte, auch nicht unhörbar herumschwirrte, wie die Fräulein, sondern wuchtig einherschritt mit seinen großen Stiefeln<sup>1)</sup>.“

Die Erziehung Kosels in „Die arme Kleine“ lag vorwiegend in Frauenhänden. Er ist als erwachsener Mann „gar nicht darauf eingerichtet, Unglück zu ertragen“. Denn „das Schicksal war ihm bisher immer mild gewesen. Er hatte seine Kindheit und seine Jugend zwischen einer zärtlichen Mutter, zwei begeisterungstrunkenen Tanten und seiner Milchschwester verlebt, dieser flugen, braven Apollonia, die ihn im geheimen allerdings manchmal prügelte, aber dennoch mittat, ihn herzlich zu vergöttern“. Die Verwöhnung erzieht keine großen und starken Menschen. In den „Kinderjahren“ lächelt Marie von Ebner-Eschenbach mitleidig über die schwachen Menschen, die da sagen: Bei mir richtet man nur mit Güte etwas aus.

Die Gefahr verwöhnt zu werden, begleitet namentlich fränkliche Kinder. Von „Fritzchen“ heißt es: „Er war anders als die andern, mußte also anders behandelt werden. Seine Mutter hatte er so früh verloren, hatte lange gekränkelt, viel gelitten und seine Umgebung leiden gemacht durch einen für sein zartes Alter ganz ungewöhnlichen Trübsinn. Der Sorge um ihn entsprang ein Quell grenzenloser Schwäche seiner Umgebung für ihn<sup>2)</sup>.“

#### **4. Zusammenhängende Entwicklungsbilder aus den Werken der Marie von Ebner-Eschenbach.**

Der Mensch mit einer vorwiegend zyklothymen Psyche zeichnet sich aus durch seine Vorliebe für das Gerade, Natürliche, Ungezwungene. Dieser Charakterzug tritt bei Marie von Ebner-Eschenbach besonders hervor in den selbstbiographischen „Kinderjahren“. Sie sind von der Dichterin erst in rela-

1) „Die unbefiegbare Macht“, S. 78.

2) Genre-Bilder, S. 189. Vgl. dazu auch „Die arme Kleine.“

tiv hohem Alter endgültig niedergeschrieben. Die Auswahl der Erinnerungen ist von der reifen Persönlichkeit getroffen. Das Entwicklungsbild ist nachträglich begrenzt und geformt worden, was es zur Beurteilung der Erzieherpersönlichkeit erst recht typisch macht. Marie von Ebner-Eschenbach selbst sagt, daß das Schwergewicht auf dem Eindruck liege, den Menschen und Begebenheiten der Kinderzeit hinterließen und ihn bestimme die „Beschaffenheit des Wesens, das ihn empfing <sup>1)</sup>“, ganz im Müller-Freienfelschen Sinn, der ausdrücklich betont, daß das Individuum sich die anlagemäßigen Elemente des Milieus selbst auswähle, also selbst das formende Prinzip in sich trage und nicht in erster Linie geformt werde. Die Darstellung in den „Kinderjahren“ ist also ganz und gar bestimmt durch die subjektive Umbildungstätigkeit. Für den rein historisch eingestellten Forscher mag sie dadurch verlieren, denn er geht ja in erster Linie den objektiven Tatbeständen im Leben einer Persönlichkeit nach, so wie sie ihm als Realitäten unabhängig von deren Bewußtsein erscheinen; für den charakterologisch eingestellten wird sie desto wertvoller.

Die „Kinderjahre“ bekommen ihre besondere Note durch die frohe, selbstverständliche Abwechslung im Bericht der Begebenheiten. Jede Veränderung äußerer Erscheinungen wird mit gleich aufgeschlossener Seele erlebt und mit ganzem Interesse an dem wechselvollen Rhythmus des äußeren Lebens erfaßt, ohne jeden Zwang und ohne jede Ängstlichkeit.

Durch den Reichtum dieses äußeren Lebens war für Marie von Ebner-Eschenbach die Möglichkeit der allseitigen Charakterentfaltung gegeben.

Bald nach der Geburt verliert Marie von Ebner-Eschenbach die Mutter. Ihr lebensgroßes Bild, auf dem ihr liebliches Gesicht tiefen Frieden atmet und das ehrende Andenken, das die „verschiedensten Leute“ der Verstorbenen bewahren, macht es den verwaissten Kindern leicht, die Mutter als Schutzgeist um sich zu fühlen. Nichts von Hemmungen und Depressionen, die bei der Entwicklung anderer mutterloser Kinder häufig nachzuweisen sind. Die Lücke wird fast vollkommen ausgefüllt, zunächst durch die „vortreffliche Stief-

---

<sup>1)</sup> S. 2.

großmutter Vöckel“, dann durch den denkbar besten Ersatz — „die liebevollste und gütigste Stiefmutter“: „Wir ließen es uns wohl sein unter der milden mütterlichen und großmütterlichen Herrschaft und unser Übermut wäre allmählich stark ins Kraut geschossen, wenn ihn die Hand der temperamentvollen Kinderfrau nicht niedergehalten hätte“.

Für jede der harmonischen Entwicklung etwa gefährliche Lebenslage ist ein Gegengewicht da.

Neben der urwüchsigen Pepinka ist die Amme Anischa ein besonderer Liebling der Kinder. Man kann sich nach Pepinkas Schlägen bei ihr ausweinen. Anischa ist Mutter eines unehelichen Kindes. Wie wenige Familien unserer gebildeten Kreise würden einen solchen Umgang für ihre Kinder für „passend“ finden! Im Zdislawitzer Schloß fehlt jede Prüderie und moralisierende Verhütungstendenz. Anischas Söhnchen, der Milchbruder Marias, kommt alljährlich ins Haus. Er wird keineswegs von den Kindern ferngehalten, darf im Gegenteil an ihren Spielen teilnehmen<sup>1)</sup>.

Der Ausgleich gegenüber den zahlreichen fraulichen Einflüssen wird durch den erziehlichen Einfluß des Vaters, des Grafen Dubsky, hergestellt, der „nicht geliebt sein will, sondern gefürchtet“. Marie von Ebner-Eschenbach nennt dies einen unglückseligen Ausspruch. Aber im Endresultat des Erziehungswerkes erscheint die Strenge des Vaters keineswegs als unglücklicher Faktor. Die Furcht vor dem Vater war keine Furcht, die die Ehrfurcht ausschloß (vgl. dagegen die Furcht vor Habrecht). Er selbst hatte Ehrfurcht empfunden, konnte also nach dem Aphorismus der Ebner „auch Ehrfurcht erwecken“. Wie gut er im Grund seiner Seele war, trotz seiner zeitweiligen Zornesausbrüche, mußten die Kinder immer wieder fühlen. Wie fein ist sein Verstehen für die ängstliche Frißi, die mit dem Ball eine Fensterscheibe zererschlug und darüber in sinnlose Verzweiflung gerät. „... Sie war wie versteinert. Ihre prachtvollen braunen Augen starrten weitgeöffnet zum Vater empor; nur die Lippen des schmerzverzogenen Mundes zuckten. Und jetzt ließ sich eine

<sup>1)</sup> Vgl. dazu S. 74 der Arbeit. Die soziale Einstellung der Ebner will das Zusammenbringen von Kindern verschiedener Gesellschaftskreise.

überaus sanfte Stimme schmeichelnd, ja bittend vernehmen: ‚Fritzi, meine Fritzi, weine nicht!...‘ Der Papa lachte: ‚Dummheit! Dummheit! Die Fritzi hat ein Fenster zerschlagen; das macht nichts. Der Papa ist ja gar nicht böse — ...‘ Er ließ sich ihren Ball reichen und schleuderte ihn durch das nächste Doppelfenster, dessen beide Scheiben er, wie aus der Pistole geschossen, durchflog. Eine Sekunde schweigender Überraschung und dann lag, an die Schulter des Papas geschmiegt, Fritzis selig lächelndes Gesichtchen.“ Aus solchen Szenen verstehen wir, daß der „furchtbare“ Papa von seinen Kindern trotz all der angstvollen Sorge, die sie ihm entgegenbringen, von Herzen geliebt wird und daß seine Strenge keinem seiner Kinder unheilbare seelische Wunden schlägt. Am schönsten drückt sich die Ehrfurcht vor ihm in den Worten aus: „Wir meinten, daß man an der Handlungsweise seines Vaters Kritik nicht üben kann. In späteren Jahren verwandelte das ‚kann‘ sich in ein ‚darf‘.“

Die verschiedenen Lehrer und Lehrerinnen, die an der Erziehung der Dubsky'schen Kinder beteiligt waren, sind in einem früheren Abschnitt aufgezählt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß jedes neue Engagement von den Kindern als interessante Abwechslung empfunden wird. Das schließt nicht aus, einer entschwundenen Gouvernante nachzuweinen, während eine gegenwärtige ins Pfefferland gewünscht wird. Alles Neue wird mit aufgeschlossenen Sinnen erlebt, das dürfte die lebendige Schilderung der inneren und äußeren Persönlichkeit der Hauslehrer und Hauslehrerinnen zeigen.

Den Fähigkeiten der kleinen Grafenkinder ist die Möglichkeit allseitiger Entfaltung gegeben. Neben der Bildung des Intellekts werden weder die künstlerischen Anlagen (Klavier- und Zeichenstunden), noch die körperliche Schulung (Turnen, Tanzen, Reiten) vernachlässigt. Der Wechsel der Wohnung zwischen Zdislawitz (im Sommer) und Wien (im Winter) schafft reiche geistige Anregung und erweitert den Gesichtskreis. Dafür sorgt auch neben den Anekdoten des Vaters, seinen Schilderungen aus dem Militärleben, neben den Märchen Anischas frühzeitig klassische Lektüre. Marie von Ebner-Eschenbach erhält schon als Kind Schillers sämtliche Werke

in die Hand und besucht bereits im Alter von 11 Jahren das Wiener Burgtheater; auch hier wieder der freie, jeder Prüderie abholde Zug. „Daß meine Stiefmutter (Kaverine Kolovrat) Unrecht gehabt hat, mir, dem 11jährigen Kinde, die Werke Schillers zu schenken, kann ich heute noch nicht einsehen. Ich werde es meinen Eltern auch immer danken, daß sie im Laufe des folgenden Winters meine Schwester und mich an jedem ihrer Logentage ins Burgtheater mitnahmen<sup>1)</sup>.“

Vom Theater kommt Marie „völlig berauscht“ nach Hause. Sie wird „unerschöpflich in der Erfindung von Theaterstücken“, die sie jedoch nicht aufschreibt, sondern ihrer Schwester, ihren Freundinnen und Altersgenossinnen erzählt, und die dann von den Kindern improvisiert werden.

Marie von Ebner-Eschenbach schreibt weiter über ihre Lektüre: „Eine sprudelnde Quelle des Glückes aber wurde mir die Histoire universelle von Louis Richard dit Bressel..., welchen Schatz barg das Innere dieses Buches: eine Wünschelrute, die mich auf einen Wink in Sagenwelten versetzte, in dunkle, in sonnig helle, die ältesten Zeiten in rätselhafter Ferne vor mir auftauchen, mich die alten miterleben ließ... Felsenfest stand meine Freundschaft mit dem biederen Bressel, als ein Wundermann sich unserem Bunde anschloß, er hieß Perrault“... (die Lektüre von Perrault und Bressel liegen zeitlich natürlich vor Schiller).

Zu den primitiven Illustrationen Perraults bemerkt sie: „In vollster Freiheit waltete unsere Phantasie und wurde da schöpferisch, wo sie heute nur eine Nachempfinderin zu sein braucht.“ Die Bemerkung erinnert an Jean Pauls Ausspruch: „An reicher Wirklichkeit verarmt die Phantasie.“

Den Ernst des Lebens lernen die Dubfskyschen Kinder kennen anlässlich einer Choleraepidemie im Dorfe Zsidlawitz, des Krankenlagers der Stiefmutter und später am Krankenbett und

---

1) So großen Bildungswert Marie von Ebner-Eschenbach der Kunst zuschreibt, so warnt sie doch sehr davor, einem sich in der Entwicklung befindenden Menschen alle und jede Lektüre zu gestatten. Der junge Mensch vermag noch nicht alles zu verdauen. Wohin die allzugroße Freiheit in diesem Punkte führt, zeigt der frühreife, blasierte Hagen in „Bertram Vogelweid“.

am Sterbelager der Großmutter. Zu diesen äußeren Ereignissen gesellen sich bei Marie religiöse Ängste und später Zweifel. Daß sie in ihrer Kinderseele keine verderblichen Spuren zurückließen, keine ernstlichen Hemmungen oder dauernde Verletzungen verursachten, verdankt sie nach ihrem eigenen Zeugnis ihrem milden Seelsorger Pater Boreck. Manches katholische Kind erleidet in dieser kritischen Zeit eine Knickung des Charakters, die nie mehr zu heilen ist, und die einerseits zu innerer Unsicherheit, zu Skrupulantentum und dauerndem Verlust des sittlichen Freiheitsgefühls, andererseits zur Flucht aus beängstigendem Zwang in freie Willkür und allmähliche Gewissenlosigkeit führen kann. Marie von Ebner-Eschenbach ist ihrem Pater Boreck noch in hohem Alter dankbar, daß er sie vor diesen Gefahren schützte: „Nie ein hartes Wort, kaum je ein tadelndes. Nie eine Andeutung, daß es außer der guten Macht auch eine böse gebe, einen unheimlichen Versucher, der frevelhafte Gedanken in uns erwecke, unsere Andacht störe, uns irrezumachen suche in unserem Glauben, nie eine Warnung vor dem Teufel.“

Ehrfurcht besitzen die Kinder des Grafen Dubsky nicht nur vor dem Vater, sondern vor allen Menschen, die ihnen Neues und Schönes vermitteln und vor allem vor dem Neuen und Schönen selbst, das ihnen geschenkt wird. Ein neues Buch kann in Marie helle Begeisterung erwecken. Alle Liebe und Sorge der Umgebung wird mit Dankbarkeit entgegengenommen. Nirgends eine Spur von Verwöhnung, Blasiertheit, Übersättigung. Die Entwicklung verläuft in gleichmäßigen, wenn auch steilen Wellenlinien zwischen Leid und Freud. Nirgends ein Riß, nirgends ein abrupter Sprung, der das Zustandesbild plötzlich von Grund auf verändert hätte. Freilich spricht Marie von Ebner-Eschenbach einmal von Verzweiflungsanfällen. Die sonnig=heitere Seite ihres Gemütes wog sie aber immer wieder auf: „Daß meine angeborene und unverwüßliche Fröhlichkeit sich auch während jener Werdetage bei mir eingefunden hat, muß ich der getreuen nachsagen. Sie kam höchst überraschend, manchmal in ganz unpassenden Augenblicken...“

Die Ausschläge des zyklothymen Charakters nach der

hypomanischen Seite einerseits und nach der depressiven andererseits, die sich in reifen Jahren zu sanften Wellen glätteten, sind in diesen frühen Jahren naturgemäß noch stark.

Das Entwicklungsbild der Ebner-Eschenbach zeigt die Vorliebe für das rechte Maß in allem und jedem, — für den „goldnen Mittelweg“. Autorität und Freiheit sollen einander gegenseitig das rechte Maß sichern. Sie sind in ihrer rechten Verteilung für die Erreichung des Erziehungsziels der Ebner durchaus wesentlich. In dem geschilderten Werdegang aus den „Kinderjahren“ verbürgt die freiheitliche Tendenz eine ungehemmte Entfaltung des jungen Menschen, das weitgehende Festhalten am Konservativen verhindert ein Ausarten der Freiheit in Ungebundenheit. Zu Ziel-, Plan- und Haltlosigkeit, Sichausleben und Verantwortungslosigkeit soll die Entwicklung ebensowenig hinstreben, wie zu Pedanterie, Prüderie, Drill und Gewissensangst.

So verschieden vom Entwicklungsbild der Kinderjahre das Entwicklungsbild Pavels, des „Gemeindefindes“ zunächst scheinen mag, es ist doch von den beiden wesentlichen Zügen: Freiheit und Ehrfurcht bestimmt. Ehrfurcht vor dem Größeren, Schöneren, Heiligen, wie es sich Pavel in Gestalt seiner Schwester Milada offenbart. Die Ehrfurcht ist auch für Miladas Entwicklung richtunggebend, die Freiheit jedoch fehlt, deshalb die einseitige Verschiebung des Charakterbildes.

In der Gouvernantenerziehung Nanettens in „Bözena“ fehlt die Freiheit, und die Autorität ist nicht auf Ehrfurcht gegründet. Der Drill tötet die Spontaneität. Das seelische Geschehen verläuft nach bestimmten, von außen herangebrachten Gesetzen und Regeln nahezu maschinenmäßig, und die fehlende Ehrfurcht sucht sich ein Surrogat in der neidischen Orientierung an den höheren Kreisen und der Überschätzung und Nachäffung ihrer Lebensformen.

Gänzlich fehlt die Freiheitskomponente dem Entwicklungsbild des „Vorzugsschülers“. Sein Charakter ist aber nicht leer wie bei Regula, er läßt sich daher auch nicht nach einem beliebigen Schema mechanisieren. Ehrfurcht ist ihm angeboren, aber sie wird gewaltsam überall in Furcht verkehrt. Ich gehe auf diese Entwicklung näher ein, weil Marie

von Ebner-Eschenbach hier mit tiefem psychologischem Verständnis ein besonders drastisches Beispiel formt und den Folgen der Verfehrungen konsequent bis zur endgültigen Katastrophe nachgeht.

Der Vater des Vorzugschülers Pfanner, ein kleiner Beamter, pedantisch und ehrgeizig, will seinen Sohn um jeden Preis zu einem „großen Mann“ machen und wählt deshalb für ihn den Bildungsgang des „großen Mannes“ der Zeit: das Gymnasium, dem nachher das Universitätsstudium folgen soll. Ob dieser Bildungsweg für den jungen Georg anlagegemäß ist, wird nicht lange erwogen. Er muß es sein. Daß der Knabe nicht etwa nach anderen Pfaden spähe, dafür sorgt die niederdrückendste Strenge in der Erziehung. Des Vaters „Anwesenheit bedrückte, löschte jede heitere Regung im ersten Aufblühen aus“. Das häusliche Leben steht ganz unter dem Zeichen der väterlichen Tyrannei. Die Ebner zeichnet es ungemein plastisch in wenigen Strichen: „Eine Petroleumlampe mit grünem Schirm beleuchtete hell die Schulbücher, die der Knabe vor sich aufgeschichtet hatte und die ungemein geschont aussahen nach einer mehr als halbjährigen Benutzung. Es war Ende März und in wenigen Monaten mußte Georg Pfanner aus der dritten Klasse, wie aus jeder früheren Vorbereitungs- und Gymnasialklasse als Vorzugschüler hervorgegangen sein, mußte! Wohl und Wehe des Hauses hingen davon ab, der — wenigstens relative Friede seiner Mutter, der Schlaf ihrer Nächte... Wenn dem Vater schien, daß ‚sein Bub‘ im Fleiß nachlasse, wurde sie zur Verantwortung gezogen. Das wirkte viel stärker auf den Jungen, als die stärkste Ermahnung und Strafe getan hätte... Der Junge, der liebe, geliebte Junge plagte sich... heute ganz besonders. Dunkelrot brannten seine Wangen und sogar die Kopfhaut war gerötet und die Stirn zog sich kraus. In Hemdärmeln saß er da, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, preßte das Kinn auf seine geballten Hände und starrte ratlos zu seinem Hefte nieder.“...

Der verblendeten egoistischen Liebe des Vaters ist es unmöglich, anzunehmen, daß seinem Kinde das Lernen aus Mangel an Begabung schwer falle: „Schwer, fauler Bub? Deine Faulheit überwinden, das wird dir schwer, sonst nichts.“

Wenn der Vater Georg etwas erklärt, so nimmt diesem die Furcht jede Fähigkeit zur Aufmerksamkeit: „Jetzt reißt dem Vater die Geduld, jetzt kommt der Schlag.“

Der Knabe sehnt sich mit ganzem freiheits- und schönheitsdurstigem Herzen fort aus der bedrückenden Enge. „Seine Gedanken trugen ihn weit weg aus der fahlen, dürftig eingerichteten Stube ins Freie, wo jetzt schon neues Leben sich zu regen begann, und ein Frühling sich ankündigte, von dem er wieder nichts haben sollte. Dem Frühling würde der Sommer folgen, die Schule geschlossen werden, und die Kameraden würden auf Ferien gehen, einige in die Nähe von Wien, andere Glückliche ganz aufs Land, auf das wirkliche Land oder gar ins Gebirge, in die Wälder, an die schimmernenden Seen und Flüsse, an brausende Wasserfälle... Nur er kam nie hinaus aus den trostlosen Straßen der Vorstadt, nie fort vom müdmachenden, langweiligen, verhaßten Straßenpflaster... und dazu des Vaters ewig wiederholtes: ‚Lern! Hast gelernt?‘ ‚Kinder sind da, um zu lernen!‘ In seinem Jungen aber schrie es: ‚Nicht nur um zu lernen!‘“

Pfanners Verhalten ist nur erklärbar aus seiner gänzlichen Unkenntnis der Kinderpsychologie. „Ferien... was Ferien! Ein tüchtiger Mensch braucht keine.“

In den vergangenen Jahren hatte Georg trotzdem seine Frühlingstfreude gehabt. Er hatte dem Gesang der Nachtigall eines benachbarten Schusters gelauscht. Aber jetzt war die Nachtigall verschenkt worden oder gestorben. „Nun aber vor einigen Wochen, an einem grauen, frostigen Februar morgen, tönten Georg, als er in die Nähe der Schule kam, die schmerzlich vermißten Nachtigallenklänge entgegen.“ Aber es ist keine lebendige Nachtigall, sondern ein kleines Spielzeug, das sie hervorbringt und das Salomon Levi, ein junger Hausierer, verkauft.

Georg hatte nie, „nicht einmal als kleines Kind“, Spielzeug besessen. Verarmt die Phantasie an reicher Wirklichkeit, so sehnt sie sich an allzu armer zu Tode. Georg hat relativ länger Interesse an Spielereien als alle anderen Knaben seines Alters, denn für ihn haftet der Reiz des Versagten an jedem Gegenstand in Salomons Auslagekasten. Aber nicht

nur um das Spielzeug beneidet ihn Georg, sondern vor allem um seine Freiheit: „Wie glücklich bist du! Kannst immer auf und ab gehen, und mußt nicht mehr in die Schule, hast so viele schöne Sachen und kannst sie den ganzen Tag ansehen...“ Salomon dagegen möchte all die schönen Sachen anbringen, damit er Geld für sie bekäme und studieren könnte, dann wäre er froh. Marie von Ebner-Eschenbach stellt die beiden Kinder in deutlich pädagogischer Absicht nebeneinander: Georg, vorwiegend künstlerisch begabt, sehnt sich aus einem vorwiegend auf intellektuelle Bildung eingestellten Schulbetrieb nach Freiheit, von der er alles erhofft. Umgekehrt erhofft der vorwiegend intellektuell begabte Salomon alles von der Schule und muß in seiner Freiheit verbummeln. Um sein Tauschengeld erstekt Georg ein Instrumentchen. „Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit lernte Georg dem Tabulettkrämer seine Kunst ab.“

„Was ein Talent zur Musik! Ich hab müssen lernen drei Tag, bis ich hab spielen gekonnt. Sie können gleich spielen, besser als ich.“

Georg erwiderte glücklich, es sei ja so leicht. „Ach, wenn alles so leicht wäre, wenn es mit der Mathematik und der Geschichte und mit dem Griechischen auch so ginge!“

Georgs Rivale ist Pepi Obernberger, sein Klassenkamerad, der sich zu Hause „kein Buch ansieht und doch immer alles weiß“, den Georg mit brennender Seele beneidet um seinen leichten Sinn, um seine Lustigkeit. Wenn der Gram und die Betrübniß zu groß werden wollen in seiner Seele, dann holt er seine Nachtigall hervor, um die Flamme „junger Lebensfreudigkeit und ein unausgesprochenes, immer zum Schweigen verdammtes Glücksgefühl“, das sich unter dem Kummer verbirgt, in die Welt hinauszusingen. Doch in einer Stunde, da er der Mutter zu unvorsichtig vormusiziert, tritt der Vater unverhofft ein und entdeckt das Instrumentchen: „Sein Unwille, seine Entrüstung, kannten keine Grenzen. Dieser Bub! Wirklich ein ungeratener Sohn. Spielt da, der bald Dierzehnjährige, mit einer Lockpfeife oder was das ist... Aber wart nur... Her mit dem Quarz!“

„Ein furchtbarer Widerstand des Schwächeren, ein rascher Sieg des Stärkeren, ein Armschwung... das Fenster stand offen, die Nachtigall flog hinaus... Georg stand mit weit aufgerissenen Augen:

„Vater, meine einzige Freud,“ schrie er auf und galt es nun, was es mochte, die härtesten Worte, die grausamsten Schläge, er mußte weinen um seine ‚einzige Freud‘, weinen, schluchzen, sich auf den Boden werfen und sich winden in Trostlosigkeit, in Verzweiflung. Daß Hieb auf Hieb auf ihn niedersauste, fühlte er nicht. Er wußte und fühlte nur, daß er ein armes Kind war, dem immer das weggenommen wurde, woran sein Herz hing.“

Vorübergehend vermögen die phantastischen Pläne seines Vaters Georgs jugendlichen Ehrgeiz zu erwecken: „Daß sein Vater mit ihm redete, wie mit einem Ebenbürtigen, machte ihn unendlich stolz. Der Glaube an sich selbst, der ins Schwanken gekommen war, erwachte wieder. ‚Ein ordentlicher Mensch sein ist viel und der mittelmäßig Begabte mag sich damit begnügen,‘ hatte der Vater unter anderem gesagt, ‚ein außerordentlich Begabter ist sich selbst und anderen schuldig, ein großer Mensch zu werden‘... Es kamen Tage, an denen sein Fleiß an Raserei grenzte. Sie verflossen und ließen eine schauderhafte Erschöpfung zurück.“

Das Nervensystem des Knaben vermag diese Belastungsprobe natürlicherweise nicht auszuhalten, um so weniger, da bei der kleinlichen Sparsamkeit Pfanners auch die Ernährungsweise der übermäßigen geistigen Anstrengung keineswegs entspricht, bis die Mutter heimlich Kleidungsstücke und Hausgeräte aufs Versatzamt trägt und ihre kleinen Schmuckgegenstände veräußert, damit „das Kind besser genährt“ werde.

Mit dem Eintritt in das Pubertätsalter vergrößern sich die seelischen Schwankungen: „Niemanden, nicht einmal seiner Mutter, vertraute er, was um diese Zeit in ihm vorging. ‚Ich werd noch närrisch‘, sagte er. ‚In meinem Kopf ist kein Blut und kein Hirn; in meinem Kopf ist es weiß und leer. Das Lernen hat alles aufgefressen und muß jetzt auch aufhören, weil es nichts mehr zu fressen findet.“

Wie im Halbschlaf saß er bei seinen Büchern und eben in dieser Zeit ließ Pepi (sein Rivale) sich herab, einer Umwandlung des Fleißes nachzugeben, und kam ihm nach, kam ihm vor, in großen Sprüngen.“

Immer empfindlicher fühlt Georg die Überlegenheit seines Schulkameraden, immer schneidender verletzt es ihn auch, wenn er von Pepi ein Büffler genannt wird. In einem wilden Zornesausbruch und einer bösen Schlägerei entläßt sich einmal Georgs gepresste Seele. Sogar dem Vater gegenüber vermag er nicht mehr sanft zu bleiben. Er muß sein Elend herausschreien: „Ich lern den ganzen Tag. Ich kann nicht mehr lernen als ich lern. Ich weiß nicht, was ich anfangen soll, damit du zufrieden bist.“ „Die Tollkühnheit der Verzweiflung kam über ihn und er wagte hinzuzusehen: „Anderere Eltern sind schon zufrieden, wenn ihre Kinder genügend bekommen und ich soll lauter vorzüglich und lobenswert haben... Und ich soll mich schinden... Und ich...“ Er konnte nicht weiter reden, rang die Hände, schlug mit der Stirn auf den Tisch und wand sich in einem Schmerze, über den der Vater selbst erschrak.“ Aber da Georg die Befürchtung ausspricht, diesmal kein Vorzugsschüler mehr zu werden, erstarrt des Vaters Gefühl wieder und im folgenden Wortwechsel läßt er sich zu den Worten hinreißen: „Das merke, komm mir nicht noch einmal mit einer schlechten Note nach Hause. Untersteh dich nicht!“

Nun läßt Georg seinem Unerträglichkeitsgefühl freien Lauf: „Wäre er doch nicht auf die Welt gekommen — oder wäre er schon draußen — wäre er tot!“

Die Psychose kommt zum Ausbruch. Am andern Morgen antwortet er in der Schule verworrenes Zeug. Nachher geht er „mit weitaufgerissenen, verglasten Augen zwischen den Menschen dahin... Einem oder dem andern fiel auf, wie sonderbar ‚verloren‘ er ausah... ‚Komm mir nicht nach Hause mit einer schlechten Note‘, diese Worte dröhnten unablässig an sein Ohr... ‚Nein, nein, Vater und Mutter, er wagt es nicht, er kommt nicht mehr zurück, er geht, wohin schon mancher unglückliche Schüler gegangen ist: in die Donau.“ Sich selbst will er erlösen und seinen Eltern will er

Frieden geben. „Keine Erwägung, keine Überlegung, kein Zweifel mehr, nicht die geringste Fähigkeit, sich etwas anderes vorzustellen, nur die rasende, unbezwingliche Sehnsucht, Erlösung zu erfahren und Erlösung zu bringen.“ Und er geht wirklich in den Tod.

In diesem Bilde sind die pädagogischen Forderungen der Marie von Ebner-Eschenbach noch stärker herausgearbeitet als in dem Entwicklungsbild der Kinderjahre.

„Luft geben! Luft geben!“ hört man sie mit dem Arzt in „Ob früh, ob spät“ immer wieder sagen.

Zeitenweise empfand sie sogar die durch ihre Lebenslage, ihren Stand gegebenen, durchaus günstig formenden Bedingungen als drückend; in der „Märchenwelt“, die sich einst ihre Kinderphantasie schuf, gab es „sehr verschiedene Kinder und durchaus nicht alle gut und schön, aber alle so vollkommen frei wie junge Füllen<sup>1)</sup>.“

Dieser Freiheitsdrang nimmt auch Gestalt an in der Prinzessin von Banalien, doch die Persönlichkeit der Dichterin ist inzwischen so gereift, daß ihr naturhafte Ungebundenheit nicht mehr als erstrebenswertes Ziel, sondern als ein Zustand erscheint, der, wenn er auch noch so verlockend ist, überwunden werden muß; der Kulturmensch, der in diesen Zustand zurückspringen will, stürzt sich zu Tode.

Marie von Ebner-Eschenbach verlangt also ein mittleres Maß von Freiheit. Nicht in der Einordnung in ein System von Bindungen soll die Entwicklung bestehen, damit ist nichts gewonnen, sondern in sich selbst soll sich der Charakter schließen und binden.

Pubertätsbilder. Die Pubertät ruft eine gänzliche Verwandlung des körperlichen und seelischen Entwicklungsbildes hervor. In verschiedenen Werken hat Marie von Ebner-Eschenbach diese Wandlung zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht. In der „Armen Kleinen“ heißt es: „Plötzlich, ohne sichtbare Veranlassung war das blasse Ma-basterfäulchen in ein frisches, rosiges Mädchen verwandelt, das von Lebenslust sprühte und schwimmend und ruderd, reitend und Pferde lenkend mit ihren Brüdern an Geschick-

<sup>1)</sup> Von mir gesperrt.

lichkeit und Kühnheit wetteiferte... Im Gegensatz zu ihrer früheren Lernfaulheit war sie jetzt von einem fieberhaften Wissensdurst ergriffen.“

Das Bedürfnis nach intimeren Freundschaften erwacht: Sie hatte sich „mit großer Innigkeit an Luise angeschlossen“. Ihr Gemütszustand kennzeichnet sich durch Launen und ein „Schwanken von einem zum andern“. Kleine seelische Schmerzen kostet sie „mit wahren Hochgenuß aus“. Namentlich ist es der Gedanke an einen frühen Tod, der sie immer mehr mit weltchmerzlicher Wollust erfüllt. Zugleich erwacht der Drang nach kleinen Abenteuern: „Im Wald möchte sie vom Gewitter überrascht werden, sich aber früher verirrt haben, die Nacht im Freien zubringen müssen. Das wäre eine Wonne.“

Die verwöhnte „Arme Kleine“ wird von einem einzigen Menschen rücksichtslos behandelt, nämlich von Bornholm und gerade für ihn fühlt sie eine schwärmerische Liebe. Diese Liebe hat zunächst das Gesicht des Befehrens wollens. So klein sich Elifa Bornholm gegenüber vorkommen mag, in einem fühlt sie sich reicher, größer, in einem Punkt kann sich ihr mütterliches Gefühl an ihm entzünden, kann sie für ihn sorgen: Er ist Atheist. Das ist für sie Ursache genug, ihn zu bemitleiden. Sie veranlaßt, daß man den Pfarrer zu ihm schickt, sie befehrt und bessert ihn in Gedanken.

Aus ihrer Liebe zu Bornholm erwächst ihr ganz das Verständnis für die einstigen Fluchtmotive ihres Bruders Josef: „Ich habe es damals nicht verstanden. Ich war zu klein, jetzt weiß ich es“, sagt sie zu der jungen Tante Luise. „Und jetzt sage ich dir das andere, das ihn fortgetrieben hat... , daß du ihn behandelt hast wie ein Kind und daß er dich lieb gehabt hat — geliebt hat, begreifst du?“

Die Liebe erzieht Elifa zu verstehender Güte, zum Mitgefühl: „Wenn man ein wundes Herz hat, das ist gut... Das ist, wie wenn einem die Augen aufgehen würden... Man ist blind gewesen und wird auf einmal sehend... Das Herz hat eine dicke Haut gehabt und jetzt hat es eine feine! so feine!“

Die Überwindung der ersten Liebe steht am Schluß der Pubertätszeit Elifas. Mädchenstolz und Vernünftigkeit helfen

ihr über den ersten echten, großen Lebensschmerz hinweg: „Sie warf sich zur Erde, drückte ihr Gesicht ins feuchte, kühle Moos und weinte und schluchzte sich aus. Wirklich aus, bis ihr schien, als hätte sie keine einzige Träne mehr. Dann stand sie auf. Es war ihr plötzlich gekommen: Ist es nicht unwürdig, sich wie verzweifelt zu gebärden, um einen, der nie verborgen hat, wie gleichgültig man ihm ist.“

Will man dieses Entwicklungsbild einer Pubertätstypologie, etwa der von Hoffmann einreihen<sup>1)</sup>, so fällt es unter die Kategorie der „Sentimentalen“ mit ihrem „Zustand schmerzhafter Gefühle, in denen das Leid als lustvoll genossen wird. Sie schwelgen in wehmutsvollen Träumen. Sie versinken ganz in das Glück, leiden zu können. Hier wird die Schwermut rauschartig erlebt. Es ist eine Antithese von Lust und Schmerz zugleich, in der alles um so stärker, doppelt, ausgekostet wird.“

Wie sehr Marie von Ebner-Eschenbach von der Überzeugung durchdrungen ist, daß nicht die Umwelt den Charakter, sondern der Charakter sich an der Umwelt formt, entnehmen wir aus diesem Roman. Josef, der Bruder der „Armen Kleinen“, der doch zunächst fast dieselben äußeren Einwirkungen erfährt, abgesehen davon, daß man ihn, den Gesunden, den Knaben, nicht mit so viel zärtlicher Rücksichtnahme behandelt, wie Elifa, zeigt ein gänzlich verschiedenes Entwicklungsbild, nämlich das des „kraftvollen Abenteuerlustigen“. Dem Lernzwang, dem Schmerz der ersten Liebe entflieht er; als Schiffszunge wandert er aus nach Australien: „Sie stürmen ins Ferne, ins Ungemessene. Sie dürsten nach Gefahren, nach entsagungsvoller Arbeit“, sagt Hoffmann.

Marie von Ebner-Eschenbach kommt es vor allem auf das Endergebnis an. Nach einer Entwicklung, die durchaus verschiedene Kurven beschreibt, sind beide, Elifa und Josef, erstarrt für das Leben: „Sie hatten beide die Weihe des ersten Schmerzes empfangen, waren mutvoll, waren stark, und vor ihnen war das rätselvolle Leben“... Das tragbare Fundament für die harmonische Persönlichkeit, für den guten und klugen Menschen ist geschaffen.

<sup>1)</sup> Das Problem des Charakteraufbaues, S. 68.

Soweit das sexuelle Erlebnis in den Pubertätsbildern der Marie von Ebner-Eschenbach überhaupt berührt wird, tritt es immer in Form einer verschämten, aber leidenschaftlichen und schmerzhaften ersten Liebe auf, die sich meist auf einen „unmöglichen“ Gegenstand bezieht<sup>1)</sup>.

Der überschwängliche junge Harald in „Ob spät, ob früh“ faßt eine kindisch-hilflose Liebe zu einer schönen, verheirateten Gräfin. Der erfahrene Kolberg sagt zur besorgten Mutter des Jünglings: „Danken Sie Gott und dem großen Dichter (Turgenjeff), dessen Schöpfung etwas beitrug zum Erwachen dieser Jünglingsliebe in dieser Zeit und für diese Frau. Es ist etwas Schönes um eine erste heiße Sehnsucht, die als Opferflamme vor einem Unerreichbaren brennt. Wohl jedem, der sich in der Blüte seines Daseins nicht ans Erreichbare, viel zu leicht Erreichbare weggeworfen hat.“ Der gleiche Gedanke liegt der kurzen Erzählung „Die eine Sekunde“ zugrunde<sup>2)</sup>. „Ein 16-jähriger Bub“ ist verliebt in „die schöne ältere Cousine“ und „dabei so unschuldig . . ., wie's heutzutage kein Zwölfjähriger mehr ist. Und diese Liebe und diese Unschuld, die haben miteinander eine inbrünstige Anbetung zuweg gebracht. Ich hätte mich für ein gutes Wort von ihr schinden, brennen, steinigen lassen“. Bei einer nächtlichen Wagenfahrt schüttet der Junge der geliebten Frau sein ganzes heißes Herz aus; die Cousine hört ihm mit liebevoller Aufmerksamkeit zu, mahnt ihn aber endlich, zu schlafen, da auch sie schlafen wolle, um nicht unausgeruht anzukommen. Das verletzt den Verliebten; aus Jorn drückt er sich aber doch in den Winkel und schließt die Augen. Da neigt sich seine Nachbarin leise über ihn und schenkt ihm einen flüchtigen Kuß. Nach vielen Jahren, als er schon längst das reiche, unerschöpfliche Leben kennt, vermag dieser Augenblick immer noch „himmlisches Licht“ in seine Seele zu senden, und wiederum nach vielen Jahren, als er vom Begräbnis dieser Cousine heimgeht, gesteht er seiner Schwester: „Das größte Glück,

---

<sup>1)</sup> Pavel u. Dinska im „Gemeindekind“; Elifa u. Bornholm, Joseph u. Luise in der „Armen Kleinen“; Harald u. die Gräfin in „Ob spät, ob früh“.

<sup>2)</sup> In „Stille Welt“, S. 161, 164, 166, 167.

das ich je durch eine Frau erfahren habe, hat sie mir geschenkt 1).“

Der analoge Fall tritt ein, wo ein junges Mädchen in verehrender Liebe einem Lehrer oder Seelsorger anhängt, wie z. B. Droni dem Herrn Kooperator in „Glaubenslos“. Er ist ihr „halts Höchste“ und sein segensreicher erzieherischer Einfluß auf das Mädchen erwächst aus dieser Tatsache. Meist jedoch liegt nach der Anschauung der Marie von Ebner-Eschenbach das eigentlich erzieherische Moment für ein Mädchen weniger in der schwärmerischen Liebe an sich, als vielmehr in dem vernünftigen Verzicht. Er ist es, der den Charakter bildet. Mit viel Verständnis schildert sie die Jungmädchen-Schwärmerie in „Ihr Beruf“. Hier überläßt sie es nicht dem ange schwärmten Objekt, den Gefühlsüberschwang in die rechte Bahn zu leiten, sondern legt das gebieterische Halt in den Mund einer dritten Person, eines Erziehungsberechtigten; in „Ihr Beruf“ ist es der Vater, der seine Töchter Addi und Bertha „aus dem schönen Traum von einem gräflichen Leutnant und von einem englischen Attaché“ aufrüttelt.

Es ist charakteristisch für Marie von Ebner-Eschenbach, daß sie für das junge Mädchen mehr Mäßigung und Beherrschung im Gefühlsleben fordert, als für den jungen Mann. Es geschieht aus ihrer praktischen Lebensflugheit heraus.

---

1) Auch in dem Künstlerroman „Agave“ gewinnt das Entwicklungsbild des Antonio seinen besonderen Stempel durch seine schwärmerisch-leidenschaftliche Liebe zu Margarita.

## Schluf.

Der vorliegenden Arbeit kam es weniger darauf an, alle, auch die zufälligeren, in den Werken der Marie von Ebner-Eschenbach zerstreuten Bemerkungen über Erziehung zu sammeln, als vielmehr jene herauszustellen, die deutlich dem im ersten Teil umzeichneten Persönlichkeitstypus entsprechen und aus denen die allgemeine pädagogische Gedankenrichtung der Ebner und ihr Zusammenhang mit der liberalen Geisteshaltung ersichtlich wird.

Marie von Ebner-Eschenbach darf eine große Erzieherin genannt werden. Der Fachpädagoge wird sich zwar im allgemeinen um ihr pädagogisches Gedankengut wenig kümmern, weil er das, was sie ihm zu sagen hätte, aus wissenschaftlichen Werken bequemer und übersichtlicher gewinnen kann. Nimmt er aber dennoch einmal ein Buch von Marie von Ebner-Eschenbach in die Hand, so erstaunt er über die Fülle ihrer Gedanken, die zu ihrer Zeit vielfach neue Gedanken waren.

Da die Schriften der Marie von Ebner-Eschenbach zur beliebten Familienlektüre geworden sind, erweckt sie das erzieherische Gewissen gerade dort, wo sich für prinzipiell Pädagogisches im allgemeinen keine Empfänglichkeit vorfindet, nämlich eben in der Familie.

In der geschliffenen Form des Aphorismus prägen sich erziehungspraktische Grundsätze wie von selbst dem Denken ein, und die mit erzieherischem Verständnis geschaffene Darstellung einer Entwicklung vermag, während sie unterhält, zugleich Überlegungen über Erziehungsfragen anzuregen.

## Literatur.

- Marie von Ebner-Eschenbach sämtliche Werke, Berlin (neueste Ausgabe).  
— Gesammelte Schriften, Berlin 1893.  
— Erzählungen, Stuttgart, 1875.  
— Bozena, Stuttgart, 1876.  
— Glaubenslos, Erzählungen, Berlin 1894.  
— Margarete, Stuttgart, 1895.  
— Alte Schule, Erzählungen, Berlin 1897.  
— Die arme Kleine, Berlin 1903.  
— Agave, Berlin 1903.  
— Die unbefiegbare Macht. 2 Erzählungen, Berlin 1905.  
— Aus meinen Schriften. Ein Buch für die Jugend, Berlin 1907.  
— Meine Kinderjahre, Biographische Skizzen, Berlin 1907.  
— Altweiberfommer, Berlin 1909.  
— Genre-Bilder, Berlin 1910.  
— Stille Welt. Erzählungen, Berlin 1915.  
— Hitzepinschen. Ein Märchen, Deutsche Verlags Anstalt. Berlin.  
— Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen, Deutsche Verlags Anstalt.  
Berlin.  
— Marie Roland. Als Bühnenmanuskript gedruckt.  
— Marie Stuart in Schottland (wie oben).  
— Doktor Ritter, Wien, 1872.  
— Die Veilchen, Wien 1877.  
— Männertreue, Wien 1874.
- 

- Bartels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 1921.  
Bettelheim, Anton, Marie von Ebner-Eschenbach, Biographische Blätter  
Berlin 1900.  
— Marie von Ebner-Eschenbachs Wirken und Vermächtnis, 1920.  
Boelsche, W., Hinter der Weltstadt. 1912.  
Bucher Helene, Letzte Worte aus dem Nachlaß herausgegeben. 1925.  
Eidler Hermann Karl, Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach. Im  
Alt-Wiener Kalender 1922.

- Meyer-Biber Richard, Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts'  
Berlin 1923.
- Necker Moritz, Marie von Ebner-Eschenbach nach ihren Werken geschildert.  
1900.
- Nidden Czard, „Marie von Ebner-Eschenbach“ in „Deutscher-Wille“ (Kunstwart),  
April 1916.
- Mumbauer Johannes, Marie von Ebner-Eschenbach, Hochland 1917.  
— Der Dichterinnen stiller Garten, Freiburg, Herder. 1928.
- Sauer August, Gesammelte Reden und Aufsätze.
- Schmid Erich, Charakteristiken, II. 1912.
- Thaler Karl v., Marie von Ebner-Eschenbach, Deutsche Dichtung, 1888.
- Villingner Hermine, Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte.  
Delhagen und Klajings Monatshefte, 1900.
- 

- Bahr Hermann, Tagebuch 1917.
- Wolfsgruber Celestin, Josef Ottmar, Kardinal Rauscher, Fürstbischoff von  
Wien, sein Leben und sein Wirken, 1888.  
— Friedrich, Kardinal Schwarzenberg, 1906.
- 

- Allers Rudolf, Charakter als Ausdruck. Ein Versuch über psychoanalytische  
und individualpsychologische Charakterologie. Handbuch für Charaktere-  
rologie, 1924.
- Hoffmann Herm., Das Problem des Charakteraufbaus. Berlin 1926.
- Jaspers Karl, Psychologie der Weltanschauungen, Berlin 1919.
- Jung C. G., Psychologische Typen. Zürich, 1921.
- Klages Ludwig, Die Grundlagen der Charakterkunde, Leipzig, 1926.
- Kretschmer Ernst, Körperbau und Charakter, Berlin 1922.
- Müller-Freienfels Rich., Charakter und Erlebnis, Jahrbuch der Charaktere-  
rologie, 1926.
- Spranger Ed., Lebensformen, Halle, 1922.
- Altig Emil, Charakterologie, Charlottenburg 1925.
- Weber Ernst, Dichter und Jugendbildung, Bd. I. und II., Leipzig 1921.  
— Dichter und Pädagogenzunft, Bd. I. und II., Leipzig 1921.

# Inhalt.

Einleitung . . . . .	1
I. Die Persönlichkeit der Marie von Ebner-Eschenbach . . . . .	1
1. Der Charakter . . . . .	1
a) Erbfaktoren . . . . .	1
b) Das Charakterbild . . . . .	6
c) Versuch einer typologischen Zuordnung . . . . .	7
2. Die Persönlichkeit im Schnittpunkt verschiedener Erlebniskreise . . . . .	11
a) Marie von Ebner-Eschenbach, die Österreicherin . . . . .	12
b) Marie von Ebner-Eschenbach, die Aristokratin . . . . .	16
c) Marie von Ebner-Eschenbach, die Katholikin . . . . .	20
d) Marie von Ebner-Eschenbach, die Frau . . . . .	26
II. Der pädagogische Gehalt ihrer Schriften . . . . .	33
1. Das Erziehungsziel . . . . .	34
2. Die psychologischen Voraussetzungen . . . . .	41
3. Erziehungswege (Selbsterziehung; Lebensschule; Beeinflussung durch starke Persönlichkeiten; Umgang mit Frauen; Erziehung im Jugendalter; Eltern; Ammen und Kinderfrauen; Hauslehrer; Gouvernanten; Dorfschullehrer. Notwendige Eigenschaften des Lehrers. Erziehungs- und Bildungsmittel.) . . . . .	50
4. Zusammenhängende Entwicklungsbilder . . . . .	81